



# Übersetzung als Kulturtransfer

Der französische Schriftsteller François Vallejo  
in der deutschen Literaturwelt

---

## Masterarbeit

M.A. Interkulturelle Deutsch-Französische Studien | Master Aire Interkulturelle Franco-Allemande

vorgelegt von Ina Böhme  
Matrikelnummer 3847422  
Telefon 0174-4713935  
E-Mail ina\_b@gmx.de

Gutachterin Madame Hélène Barrière, Université d'Aix-Marseille  
Zweitgutachter Herr Dr. Max Grosse, Universität Tübingen

Tübingen, den 30. Oktober 2015

## Inhalt

Einleitung .....	3
A. Theorie.....	6
1. Die ‚Ciblistes‘ .....	6
1.1 Eugene Nida.....	6
1.2 Jean-René Ladmiral .....	10
1.3 Kritik .....	13
2. Die ‚Sourciers‘ .....	16
2.1 Antoine Berman .....	16
2.2 Kritik .....	22
B. Praxis .....	25
3. François Vallejos Roman <i>Fleur et Sang</i> .....	25
3.1 Histoire .....	26
3.2 Discours .....	29
4. Kulturtransfer.....	33
5. Übersetzung .....	37
6. Erläuterung .....	74
6.1 Aspekte der ausgangssprachenorientierten Übersetzung .....	74
6.2 Aspekte der zielsprachenorientierten Übersetzung.....	80
Schluss.....	88
Résumé .....	90

## Einleitung

Die beiden Sprachen sind für mich, weil sie so völlig andere Ansichten ausdrücken, einen anderen dennoch genau gleichen Zugang zur Wirklichkeit ausdrücken, fest ineinander verwoben (...) Die beiden Sprachen (...) gewinnen jeweils immer an Wunderbarkeit, Deutlichkeit und Schärfe, wenn sie sich an der anderen Sprache ein wenig wund scheuern (Goldschmidt 1999: 22).

Der Hamburger Schriftsteller Georges-Arthur Goldschmidt, von dem diese Worte stammen, weiß, wovon er spricht: Als Elfjähriger floh er im zweiten Weltkrieg nach Frankreich, lernte die französische Sprache, wurde französischer Staatsbürger und schrieb über seine Erlebnisse Bücher, die den bedeutendsten der Exilliteratur angehören. Er schrieb auf Französisch und auf Deutsch, übersetzte Goethe, Kafka und sich selbst, und hat zuweilen von seinem Sprachempfinden berichtet: Die eine Sprache belächle in Gedanken den Überschwang der anderen, und würde man gern drauflos schreiben, müsse man sich nach sich selbst umdrehen, ob die andere Sprache nicht dahinterstehe und sich ins Fäustchen lache (ebd.). Was die eine Sprache selbst nicht könne, zeige ihr die andere (Goldschmidt 2010: 66). Die Vorstellung von einer Sprache, die sich „wund scheuert“ an einer anderen und dadurch an Schönheit gewinnt, ist längst nicht ohnegleichen. Hier reiht sich Goldschmidt unter die ‚Sourciers‘, eine Gruppe von Übersetzern, die gemeinsam mit ihren Gegnern, den ‚Ciblistes‘, Gegenstand dieser Arbeit sind.

Diese beinhaltet einen Theorieteil und einen Praxisteil. Charakteristisch für die Wissenschaft der Übersetzung ist eine fortwährende Vielzahl konkurrierender, zuweilen unvereinbarer Positionen. Das Phänomen des Übersetzens ist nicht zuletzt deshalb so spannend, weil man sich ihm von mannigfachen Ansätzen nähern kann. Es kann als Beziehung zwischen Sprachen und ihren Kulturen, als Problem des Verstehens von Texten, als Teil der Literaturgeschichte oder der Wirkungsgeschichte eines Autors untersucht werden; es kann sprachphilosophisch und literaturtheoretisch, psycholinguistisch und soziolinguistisch, kognitionstheoretisch und handlungstheoretisch analysiert werden. In Anbetracht dieser Nuancierung der wissenschaftlichen Forschung erhebt diese Arbeit, nicht zuletzt aus Gründen der räumlichen Beschränkung, keinen Anspruch auf Vollständigkeit, und eine gezielte Auswahl aus dem kaleidoskopischen Spektrum ist unerlässlich. Deshalb möchte ich im Theorieteil zwei konträre Positionen gegenüberstellen, um die sich schon seit der Romantik eine klassische wissenschaftliche Debatte rankt: Auf der einen Seite sind da die ‚Ciblistes‘, auf der anderen Seite die ‚Sourciers‘ – die französischen Termini entbehren bis heute prägnanter deutscher Entsprechungen, weshalb sie in dieser Arbeit schlichtweg übernommen

werden. ‚Ciblistes‘ sind zielsprachenorientierte Übersetzer, die der Wirkung des Urtextes nachspüren und um Lesbarkeit und Verständlichkeit bemüht sind. Dahingegen übersetzen ‚Sourciers‘ ausgangssprachenorientiert; sie wollen Inhalt und Form des Urtextes vollumfänglich erhalten. Mit Eugene Nida und Jean-René LADMIRAL seien zwei einschlägige Vertreter der ersten Position vertreten (Kapitel 1), für jene zweite Position tritt Antoine BERMAN ein, dessen Anschauung sich auf die Übersetzungsmethoden altherwürdiger deutscher Denker stützt, indem sie unter anderem an Goethe, Novalis und Schleiermacher anknüpft (Kapitel 2). Diesen drei Ansätzen wird ihr Platz in der Geschichte zugewiesen, sodass eine diachronische Sicht jeweils einer synchronischen vorausgeht. Auf die neutrale Darstellung folgt eine kritische Auseinandersetzung mit der Übersetzerhaltung.

Der Praxisteil beginnt mit einer Einführung in einen Roman des französischen Schriftstellers François VALLEJO, *Fleur et Sang*, der in dieser Arbeit der Illustration der beiden Übersetzungsmethoden dient (Kapitel 3). Nach einer Einordnung des Romans in die französische Literaturgeschichte mit Presseschau möchte die Verfasserin dieser Masterthesis sich nicht nur, überwiegend aber doch mit einer übersetzungs- und transferrelevanten Analyse begnügen. In Frankreich unterschied der strukturalistische Erzähltheoretiker Tzvetan TODOROV die erzählte Welt von der Art und Weise ihrer Darstellung anhand eines Begriffspaars der Formalisten: *Histoire* und *Discours*. Meine Analyse folgt dieser Einteilung und widmet sich zunächst der *Histoire*, anschließend dem *Discours*. Im Kapitel zum *Discours* wird die Darstellung zunächst im Hinblick auf Stil, dann auf Modus und Stimme untersucht. Dies ebnet dann dem Blick auf den Kulturtransfer den Weg (Kapitel 4). Hier soll untersucht werden, warum der Roman in Frankreich gefeiert wurde, dem kritischen Blick des deutschen Lektors jedoch nicht standhalten konnte. Was gilt es dem Lob der französischen Presse entgegenzusetzen? Welche Eigenheiten mögen den Roman gleichwohl übersetzenswert machen? Aus den Kapiteln 3 und 4 soll auch hervorgehen, warum sich die Verfasserin dieser Arbeit gerade für diesen Roman entschieden hat. Der darauffolgende Abschnitt versteht sich dann als Versuch, einen Auszug des Romans „gut“ zu übersetzen, indem unter anderem die im Theorieteil erlangten Erkenntnisse angewandt werden, aus beiden Übersetzerpositionen geschöpft und Nutzen gezogen wird (Kapitel 5). Ausgewählt wurden mit *Sang 8* und *Fleur 8* zwei aufeinanderfolgende Kapitel der Romanmitte; zum einen, weil beide Kapitel sich besonders fruchtbar ausnehmen für eine wissenschaftliche Diskussion, zu anderen ist es sinnvoll, Kapitel zu untersuchen, die unmittelbar aneinander anschließen, denn der Roman zeichnet sich durch von Kapitel zu Kapitel reichende Spiegelungen aus, die beim Übersetzen Beachtung finden müssen. Literarische Texte tun

sich zwar durch eine kreative Gestaltung hervor, ihre Übersetzung gilt zwar oft als Kunst, die mit dem freien Spiel gestalterischer Kräfte einhergeht und deshalb aus der Wissenschaft ausgeschlossen werden soll. Doch gute Übersetzer müssen in der Lage sein, ihre Entscheidungen zu begründen – deshalb soll die Übersetzung zuletzt zum Gegenstand der wissenschaftlichen Untersuchung gemacht werden (Kapitel 6). Welche Position bezieht die Übersetzerin selbst? Von welchem Prinzip lässt sie sich leiten? Kann sie sich von beiden Prinzipien zugleich leiten lassen? Wie wirkt sich ihr Vorgehen auf die sprachliche und stilistische Gestaltung aus? Diese Erläuterung der eigenen Vorgehensweise folgt der Darstellung im Theorieteil, aus zielbewussten Gründen gleichwohl spiegelbildlich: Zunächst werden solche Phänomene vorgestellt, die der Tradition der ‚Sourciers‘ erwachsen sind, anschließend diejenigen Erscheinungen, die in der Tradition der ‚Ciblistes‘ stehen. Es folgt eine Analyse, die sich auf einen Ansatz stützt, der im Theorieteil zwar nicht entwickelt wurde, sich aber unter die ‚Ciblistes‘ einreihet: den sprachenpaarbezogenen Ansatz der *Stylistique comparée*. Er unterstützt die Übersetzerin dabei, die weitgehend abstrakten Überlegungen der ‚Ciblistes‘ geziemend umzusetzen. Kapitel 6 versteht sich nicht als erschöpfender Kommentar, der sich en détail zur Vorgehensweise der Übersetzerin äußert. Insbesondere in Hinblick auf die Lexik wurde verhältnismäßig vernachlässigt, die Entscheidungen der Übersetzerin zu begründen, die keine minutiöse, sondern eine systematische Erläuterung anhand von Beispielen im Sinn hatte.

## A. Theorie

### 1. Die ‚Ciblistes‘

#### 1.1 Eugene Nida

Au reste, l'opposition entre „sourciers“ et „ciblistes“ rejoint celle qu'avait établie Eugene A. Nida entre l'équivalence formelle et l'équivalence dynamique (Ladmiral 2014: 123f.) .

Der US-amerikanische Linguist Eugene Nida (1914-2011) legte den Grund für die moderne Übersetzungswissenschaft. Ein Meilenstein in ihrer Entwicklung war sein erstmals 1964 in englischer Sprache erschienenenes Werk *Theorie und Praxis des Übersetzens unter besonderer Berücksichtigung der Bibelübersetzung*. Zwar ausdrücklich für Bibelübersetzer verfasst, ist es doch auch für andere Übersetzer von Interesse, denn es widmet sich Aspekten des Übersetzens im weitesten Sinne. Nida gilt als Begründer einer Übersetzungswissenschaft mit interdisziplinärem Selbstverständnis (Apel/Kopetzki 2003: 12). Mit der amerikanischen Transformationsgrammatik von Noam Chomsky brachte seine Übersetzungsmethode erstmals sprachwissenschaftliche Aspekte sowie ein außersprachliches Element, nämlich die Einstellung auf den Empfänger ins Spiel. Seit Nidas Bibelübersetzungen ist spätestens bekannt, dass nicht nur Wörter und Sätze, sondern ganze Texte übersetzt werden – die Textanalyse gilt fortwährend als unverzichtbar für die Übersetzung (Stolze 2011: 87-89). Wenn ein Text nur vollständig analysiert wird, davon ist Nida überzeugt, dann kann auch seine Botschaft gänzlich erfasst und übersetzt werden.

Der Inhalt einer Botschaft hat beim Übersetzen das Primat, denn der Autor möchte vor allem nachvollzogen werden: „Schreiben, um verstanden zu werden – das ist doch eigentlich eine Binsenweisheit!“ (Nida/Taber 1969: 6). Darüber hinaus soll jedoch auch die Wirkung der Botschaft bewahrt werden. Gemeinsam mit Charles R. Taber (ebd. 11) formulierte Nida jene Definition des Übersetzens, die Berühmtheit erlangte:

Übersetzen heißt, in der Empfängersprache das beste natürlichste Gegenstück zur Ausgangsbotschaft zu schaffen, erstens was den Sinn und zweitens was den Stil anbelangt.

Die Definition begreift in sich die sogenannte dynamische Äquivalenz. Sie meint eine bestimmte Beziehung zwischen ausgangs- und zielsprachlichem Text, nämlich Gleichwertigkeit statt Gleichheit: Nicht um formale Äquivalenz, um die gleiche Form muss sich der Übersetzer bemühen, sondern um gleichwertige Gefühlsreaktionen seitens des Empfängers.

Der Übersetzung darf man nicht anmerken, dass sie eine Übersetzung ist; weder fremd noch künstlich, nein: *natürlich* soll sie klingen. Welche Regeln aber muss der Übersetzer befolgen, damit der Zieltext als dem Urtext dynamisch äquivalent, das heißt wirkungsgleich gilt?

Jede Sprache hat ihr eigenes Wesen, das jeweils respektiert werden muss:

Anstatt das Fehlen bestimmter Eigenschaften in einer Sprache zu beklagen, sollte man die Empfängersprache mit ihren Eigenschaften nehmen wie sie ist und ihre Möglichkeiten weitestgehend ausnutzen (ebd. 3).

Hat der Übersetzer dies verinnerlicht, vermag er getrost formale Feinheiten um des Sinninhalts willen zu opfern. Je entfernter zwei Sprachen miteinander verwandt und je unterschiedlicher die Weltanschauungen ihrer Sprecher sind, desto gründlicher muss die Form der Botschaft geändert werden. Zuweilen ist der Übersetzer bemüht, ausdrücklich zu benennen, was im Urtext getrost unausgesprochen bleiben durfte, da die ursprünglichen Empfänger über das nötige kulturelle Wissen verfügten. Solche Erweiterungen, etwa Ergänzungen von Ellipsen und Hinweise auf Beziehungen, dürfen dem Urtext nichts hinzufügen, was nicht bereits implizit in ihm enthalten ist. Sie sind der Grund dafür, dass der Zieltext zu größerer Länge neigt als der Urtext (ebd. 172). Eine kulturelle Angleichung indessen lehnt Nida ab; sie ist Aufgabe des Pädagogen vielmehr als die des Übersetzers und ausnahmsweise nur dann zulässig, wenn etwas für den zielsprachlichen Empfänger keinen Sinn ergibt. So darf die Feige bedenkenlos durch eine sonstige, in anderen Ländern bekanntere Frucht ersetzt werden (ebd. 116f.).

Das nidasche Übersetzungsverfahren besteht aus drei Phasen: Analyse, Übertragung und Neuaufbau. In einer ersten Phase wird die inhärente Bedeutung der sprachlichen Oberflächenstruktur gesucht. Nida stützt sich hier auf die Erkenntnis der Generativen Transformationsgrammatik von Noam Chomsky, nach der es in allen Sprachen der Welt nur wenige syntaktische Tiefenstrukturen gibt, welche die Basis einer viel größeren Zahl von Oberflächenstrukturen bilden. Die Tiefenstruktur eines Satzes enthält alle Informationen, die für dessen semantische Interpretation wichtig sind: Sie ist das gedanklich Gemeinte, das durch verschiedene Transformationen in verschiedene Oberflächenstrukturen überführt werden kann. Die gründliche Analyse dieser Oberflächenstrukturen, der äußeren Gestalt der Botschaft, ist deshalb so wichtig, weil auch die Grammatik Sinninhalte trägt. Im Deutschen etwa meint der Genitiv nicht eine, sondern mehrere Bedeutungen; er kann zum Beispiel eine Beziehung ausdrücken, wie in ‚die jüngste Tochter der Familie‘ (Genitivus partitivus) oder den Urheber angeben, wie in ‚Mozarts Zauberflöte‘ (Genitivus auctoris). Je nach Wortstellung kann auch der Sinn ein anderer sein: ‚Il s'en va vite‘ bedeutet etwas anderes

als ‚Vite, il s’en va‘. Viele Sprachen, darunter auch die deutsche und die französische, nutzen weitgehend die Ordnung der Satzglieder, um sinnvolle Beziehungen auszudrücken (ebd. 33f.). Neben der grammatischen bedarf der Urtext auch der semantischen Analyse. Bildliche Bedeutungen beispielsweise sind nicht immer auf den ersten Blick erkennbar, etwa im Falle des Begriffs ‚Fuchs‘ (‚renard‘): Zwischen der wörtlichen und der bildlichen Bedeutung, die in beiden Sprachen einmal das Tier und einmal den Menschen meint, besteht in Wahrheit keine Beziehung der Ähnlichkeit. Die Verbindung ist willkürlich und beruht auf dem volkstümlichen Irrglauben, der Fuchs sei ein arglistiges und betrügerisches Tier. Tatsächlich ist diese Eigenschaft viel stärker im Wolf und im Schakal entwickelt und wird allein in der westeuropäischen Kultur dem Fuchs zugeschrieben (ebd. 95). Auch innerhalb der indogermanischen Sprachen vermögen unterschiedliche Metaphern dasselbe Phänomen auszudrücken: Wo der Deutsche einen ‚Frosch im Hals‘ hat, steckt im Franzosen eine Katze (‚avoir un chat dans la gorge‘).

In der zweiten Phase werden die analysierten ausgangssprachlichen Sätze gedanklich in eindeutige, einfach strukturierte zielsprachliche Sätze übertragen. Dabei ist das sogenannte „Übersetzernesisch“ (ebd. 107) zu vermeiden, eine künstliche Sprachform, die Gelehrte durch gewohnheitsmäßiges Lesen übersetzten Stoffes nach und nach anzunehmen drohen. Sie ahmen die Formen der Fremdsprache nach, weil sie – unwissentlich vielleicht – ein Gefühl der Unsicherheit gegenüber der Muttersprache empfinden. Dies ist vornehmlich dann der Fall, wenn die fremde Sprache hoch angesehen ist; den reichen Formen der eigenen Sprache wird das Übersetzernesisch jedoch nicht gerecht. Die Anpassungen betreffen sowohl Wortschatz als auch Grammatik. Was den Wortschatz angeht, so können etwa Wendungen, die seltsam und unnötig wiederholend wirken, bedenkenlos gekürzt werden: ‚Sie antwortete und sprach‘ wird angemessen mit ‚sie sprach‘ übersetzt (ebd. 115f.). Was die Grammatik angeht, so spricht sich Nida für Flexibilität etwa in Modus, Person, Tempus und Genus Verbi aus. Die einzelnen Sprachen pflegen nämlich unterschiedliche Traditionen. Ob direkte (Indikativ) oder indirekte Rede (Konjunktiv), ob erste oder dritte Person, ob historisches Tempus oder Praesens historicum, ob Aktiv oder Passiv – was die jeweilige Sprache bevorzugt, muss respektiert und berücksichtigt werden (ebd. 119f.). Die grammatische Form des Urtextes zu bewahren ist zwar willkommen, doch nur selten durchführbar:

Meistens folgt aus dem Versuch, die strukturelle Gestalt zu bewahren, entweder völlige Unverständlichkeit oder hölzerne Unbeholfenheit. Strukturelemente wie Satzlänge oder bestimmte Redemuster sind nicht heilig und unantastbar (ebd. 118).

Nida gesellt sich hier zu Jacob Grimm, der sich mehr als ein Jahrhundert vor ihm entrüstete, weil „fremde völlig undeutsche bildungen“ in seiner Sprache wucherten und „wie schlingkraut den ebnen boden unsrer rede“ überzogen (Grimm 1847/1973: 124). Er meint mittelhochdeutsche Verben auf ‚-ieren‘, wie ‚regieren‘, ‚alarmieren‘, ‚strangulieren‘, die vermöge der französischen Poesie in der deutschen Sprache Einzug hielten. Bei der Entlehnung habe man sich unbegreiflicherweise nicht nur des Wortes bemächtigt, sondern ohne Zaudern noch die fremde Flexion mitgenommen. So sei es gekommen, dass Verben mit einer doppelten Endung entstanden, der altfranzösischen (‚-ier‘) und der deutschen (‚-en‘). Diese Verben muteten Grimm noch fremdartig und steif an (ebd. 125).

In der dritten Phase schließlich wird die Botschaft in eine Zielsprache gekleidet, die vollkommen heimisch klingt. Erst hier finden Stil und Sprachebene ihre Beachtung, das heißt jene Varietäten, die Eugenio Coseriu später diaphasisch, diastratisch und diatopisch nennt. Der Stil ist belangvoll, weil er unausweichlich wichtige Nebenwerte schafft (ebd. 104). Nida/Taber entwickeln einen funktionalen Ansatz, der Stilelemente nicht nur benennen, sondern auch in ihrer Wirkung beschreiben möchte, denn: auch künstlerisch begabte Menschen können ihre stilistischen Fähigkeiten durch Üben noch steigern (ebd. 165). Die Arten der Stilelemente sowie ihre Wirkungen werden jeweils zweigeteilt, sodass insgesamt vier Typen entstehen: Formelemente zum Zweck der Wirksamkeit (1) und im Gegenteil Formelemente zur Erzielung besonderer Wirkungen (2), Wortelelemente zum Zweck der Wirksamkeit (3) und im Unterschied dazu Wortelelemente zur Erzielung besonderer Wirkungen (3). Mit (1) ist eine Syntax gemeint, die das Verständnis erleichtert. Als „schwerfällig“ (ebd. 146) herabgewürdigt wird etwa die Form ‚Schweinefutter, das man von den Johannisbrotbäumen nahm‘, bevorzugt wird an dieser Stelle das schlichte ‚Schweinefutter‘, das die Bedeutung hinreichend wiedergibt. Desgleichen empfiehlt es sich, Verbindungen durch Adverbien wie ‚außerdem‘ und ‚darum‘ zu erweitern, damit der Leser ihre Beziehungen leichter verstehen kann. Zudem sind möglichst kurze Sätze und ein je gleicher Aufbau von Subjekt und Prädikat in zwei aufeinanderfolgenden nebengeordneten Sätzen zu empfehlen. Auch sollten die semantische Kategorie und die grammatische Klasse einander entsprechen:

Ein Text, in dem Ereignisse durch Verben und nicht durch Substantive geschildert werden, ist wirksamer und lebendiger als derjenige, der viele Ereignisse durch Substantive wiedergibt (ebd. 154).

Zu den Elemente in (2) zählen solche, welche die Botschaft interessant, eindringlich und ausgeschmückt erscheinen lassen, zum Beispiel Lauteffekte durch den Gebrauch rhetorischer Stilfiguren (ebd. 152). Die Elemente in (3) werden mit Blick auf die Leserschaft ausgesucht und meinen den vorgesehenen Lesern vertraute, von ihnen anerkannte und oft ge-

brauchte Wörter sowie zeitgemäße Formen, die von 25- bis 35-Jährigen benutzt werden statt von Alten und Kindern. Mit dem raschen Sprachwandel nämlich werden die Sprachformen älterer Menschen rasch ungebräuchlich (ebd. 30). So lehnt Nida den veralteten Begriff ‚vorzeiten‘ sowie den dichterischen Ausdruck ‚von alters her‘ ab und spricht sich stattdessen für die Formel ‚in der Vergangenheit‘ aus, die „ganz normal und natürlich“ (ebd. 149) ist. Nummer (4) schließlich meint wenig bekannte und veraltete Wörter, denn sie verleihen Farbe und schaffen Atmosphäre (ebd. 156f.).

In den Phasen der Übertragung und des Neuaufbaus darf nie vergessen werden, dass der Autor seine Sätze nicht willkürlich nebeneinandergestellt, sondern kunstvoll aufgebaut hat. Deshalb sollte nicht von Satz zu Satz übersetzt, sondern die Struktur der Rede im Blick behalten werden (ebd. 163). Nach Abschluss der dritten Phase des Übersetzungsverfahrens darf

in der Übersetzung selbst (...) nichts mehr zu finden sein, was stilistisch unbeholfen, strukturell überladen, unnatürlich klingend oder semantisch irreführend oder missverständlich ist, es sei denn, die Botschaft zeige in der Ausgangssprache diese Züge (ebd. 189).

Als Prüfungsverfahren empfiehlt es sich, die Übersetzung vorzulesen: Ist dieselbe Stelle für mehr als einen Zuhörer schwierig zu verstehen, ist dies ein Hinweis darauf, dass etwas falsch ist (ebd. 178).

## 1.2 Jean-René Ladmiral

Jean-René Ladmiral (\*1942) ist ein französischer Germanist und philosophischer Übersetzer unter anderem von Fromm, Marcuse, Habermas, Kant, Nietzsche und Freud. Er vertritt einen sprachphilosophischen Ansatz, der nahe der Erkenntnistheorie angesiedelt ist. Demnach gibt es keine andere Wirklichkeit als die durch Sprache in der Vorstellung entstehende. Deshalb darf der Übersetzer die geistige Welt vom ausgangssprachlichen Text lösen und auf die ausgangssprachlichen Strukturen verzichten. Ladmiral gilt als einer der Gründerväter der Übersetzungswissenschaft, er war es auch, der die griffige Formel von den ‚Sourciers‘ und ‚Ciblistes‘ erfand, die reichlich für Gesprächsstoff sorgte – eine Unterscheidung indes, die seinerzeit keineswegs neu war, vielmehr ihren Autor zum geistigen Erbe Ciceros machte (Stolze 2011: 230). Der Band *Sourcier ou cibliste* (2014) enthält gesammelte Artikel aus zwei Jahrzehnten (1986 bis 2006), die Ladmirals Entfaltung einer ‚allgemeinen Übersetzungsästhetik‘ dokumentieren.

Ladmiral stellt zunächst eine Soziologie zweier Übersetzergruppen auf:

[L]es „sourciers“ sont ceux qui s’attachent au *signifiant* (...) de la *langue*, en se focalisant sur la *langue-source* du texte original ; alors que les „ciblistes“ privilégient non pas le signifiant, ni même le signifié, mais le *sens* ou plutôt l’„effet“ que produit la *parole* (au sens saussurien du terme), c’est-à-dire le Discours, le texte, et même l’œuvre, qu’il conviendra de traduire en mobilisant les ressources spécifiques de la *langue-cible* (Ladmiral 2014: 30). [Herv. i. O.]

Diese durchaus elliptische Definition soll im Folgenden näher betrachtet werden. Die beiden Übersetzergruppen unterscheiden sich nicht etwa durch ihren Grad an Treue, sondern durch zwei unterschiedliche Vorstellungen von Treue, genauer: durch einen jeweils anderen Umgang mit der Diskrepanz, die zwischen zwei Sprachen unwidersprechlich herrscht (ebd. 18). Diese Diskrepanz meint im Grunde jedoch nicht die Verschiedenheit zwischen Sprachen als grammatische und lexikalische Systeme, nicht zwischen den saussureschen *Langues*, sondern zwischen den je individuell aktualisierten Reden, die de Saussure *Paroles* nennt. Was bleibt beim Übergang zur Zielsprache von den psychoakustischen Reizen der Ausgangssprache und deren Effekten auf den Empfänger? Hier erinnert Ladmiral an den Strukturalismus, der Sprachen als geschlossene Systeme definiert, die Laute einer Sprache unabänderlich als Laute *einer* Sprache und nicht einer anderen (ebd. 52). Das wissenschaftsgläubige Umcodieren einer Sprache in eine andere, wie es die ‚Sourciers‘ betreiben, ist für die ‚Ciblistes‘ schlicht unmöglich. Stattdessen zeichnet sie ihre Subjektivität aus; sie allein sind dem wahren Wesen des Urtextes treu, nämlich den *Effekten*, die das Geschriebene auf den Leser ausübt. Der Effekt ist ein Schlüsselbegriff Ladmirals und subsumiert

un effet de sens, un effet stylistique ou un effet rhétorique, un effet littéraire, voire un effet poétique, éventuellement même un effet comique (ebd. 114).

Er bezeichnet somit ein ästhetisches Konzept, welches den Grund zum Begriff der Übersetzungsästhetik<sup>1</sup> legt. Um im Leser des Zieltextes denselben Effekt zu erzielen wie im Leser des Urtextes, darf der Übersetzer eine im Urtext unausgesprochen mit enthaltene kulturelle Eigenheit explizieren: „[L’] explicitation est parfois nécessaire“ (ebd. 88). Die Maßeinheit ‚miles‘ in englischsprachigen Texten ist in deutschen und französischen Übersetzungen in Kilometern anzugeben. Um im Leser, der sich in einer deutschen oder französischen Übersetzung bewegt, dieselbe Wirkung zu erzielen wie im Leser eines russischen Originals, dürfen die unzähligen, für die ostslawische Sprache eigentümlichen Diminutive nicht durch deutsche oder französische Verkleinerungsformen wiedergegeben werden: Die russische Verkleinerung ist unübersetzbar, was übersetzt werden muss, ist die *Zärtlichkeit*, die sie ausdrücken (ebd. 23). Vorsicht geboten ist auch bei Internationalismen, bei Wörtern, die in ähnlicher Form in verschiedenen Kultursprachen vorkommen, deren Bedeutungen jedoch

<sup>1</sup> ‚Ästhetik‘ sei hier verstanden als Wissenschaft vom sinnlich Wahrnehmbaren.

unterschiedliche Färbungen tragen. Das französische Adjektiv ‚lunatique‘ etwa ist nicht bedeutungsgleich mit dem deutschen ‚lunatisch‘, denn wo der Franzose launisch ist, ist der Deutsche mondsüchtig (ebd. 61). Die ‚Ciblistes‘ sind transferorientiert (ebd. XI) und deshalb bemüht, ihrem Publikum höchstes sprachliches Lesevergnügen zu bieten. Denn was es von einem literarischen Werk zu bewahren gilt, sind weder soziokulturelle noch ethnolinguistische Aspekte, sondern in erster Linie dessen Literarizität (ebd. 82). Allerdings: „il n’y a jouissance poétique, bonheur esthétique de la traduction, que si la langue est consentante“ (ebd. 25). Und einverstanden ist die Sprache nicht, wenn der Übersetzer sie gewaltsam verfremdet. Sollte er die Zielsprache zu bereichern imstande sein, so nur durch einen endogenen Prozess: In seiner Parole aktiviert er sprachliche Ausdrucksmittel, die passiv in der Sprache bereits schlummern (ebd. 59). Ladmiral spricht sich zum Beispiel für die Wortbildung \* ‚désirance‘ des Freud-Übersetzers Jean Laplanche als angemessene Wiedergabe der deutschen ‚Sehnsucht‘ aus. Sie entstand aus einer Verbindung des Verbs ‚désirer‘ mit dem Suffix ‚-ance‘, das eine Neigung ausdrücken soll, und ersetzt die ausschließlich vergangenheitsbezogene ‚nostalgie‘. Dieser Neologismus ist keine Entlehnung, sondern ein Produkt aus heimischen Wortbildungselementen. Ladmiral prophezeit: „Je prends le pari que *désirance* deviendra du français courant avant notre mort“ (ebd. 146f.) [Herv. i. O.].

Was ist Übersetzung? Ladmiral definiert die Übersetzung anhand ihres Zwecks, den Leser von der Lektüre des Originals zu entheben (ebd. 91). Er vertritt das Theorem des goldenen Mittelwegs: Bleib so nah am Urtext wie möglich, entferne dich von ihm so weit wie nötig (ebd. 221). Der Übersetzer muss sich stets zwischen zwei Alternativen entscheiden, dem Terminologisieren und dem Idiomatisieren. Einerseits sind da die Schlüsselbegriffe, sie müssen terminologisiert werden, damit sich der Leser im Text zurechtfindet. Wird ein einziger Schlüsselbegriff durch verschiedene zielsprachliche Begriffe wiedergegeben, bleibt am Ende nur Verwirrung. Andererseits sind da diejenigen Begriffe, welche die Schlüsselbegriffe erläutern, zum Beispiel grammatische Ausdrücke. Sie machen den Großteil eines Textes aus und sollten idiomatisiert werden (ebd. 181f.). Mit der Übersetzung einher geht per definitionem der hoffnungslose Verlust der Ausgangssprache (ebd. 186). Was die Übersetzung somit nicht ist: Kontakt oder gar Interaktion zwischen Sprachen. Die umgangssprachliche Fügung ‚Tu viens avec?‘ bezeichnet Ladmiral deshalb vorzugsweise als mögliches Französisch denn als ‚frallemand‘, als Lehnübertragung des deutschen ‚Kommst du mit?‘ mit Ursprung im Elsass (ebd. 126). Nicht Langue trifft auf Langue, sondern die Parole eines Autors wird zur Parole des Übersetzers (ebd. 134). Und den nennt Ladmiral „co-auteur“ und „ré-écrivain“ (ebd. 211), weil seine Arbeit neben *Savoir-faire*

auch Talent erfordert. Es bleibt die knappe Formel: Übersetzung, das ist Subjektivität plus künstlerische Kreativität plus „un petit côté ‘ça ira comme ça, on ne va tout de même pas y passer sa vie’“ (ebd. 138). Schlussendlich noch einmal anders ausgedrückt:

[J]e me plais à dire qu'on ne traduit pas ce qui est écrit, mais ce qu'on pense qu'a pu penser celui qui a écrit ce qu'il a écrit quand il l'a écrit (ebd. 115f.).

### 1.3 Kritik

Nida und Taber räumen ein, dass ihre Theorie und Praxis des Übersetzens nicht als erschöpfende Darstellung angesehen werden können und nicht allen Problemen des Übersetzens auf den Grund gehen (Nida/Taber 1969: III). So wird mit der dynamischen Äquivalenz ein normatives Kriterium in die Übersetzung eingeführt, das nicht zu überprüfen ist (Apel/Kopetzki 2003: 5). Insbesondere die Wahl des Stils wird kaum wissenschaftlich untersucht und bleibt weitgehend der Intuition des Übersetzers überlassen. Guter Stil entstehe durch eine geeignete Verbindung von Elementen, die sowohl auf Wirksamkeit als auch auf besondere Wirkung angelegt sei (Nida/Taber 1969: 157). Doch wer entscheidet, was „geeignet“ ist? Der Übersetzer muss sich mit folgendem Rezept begnügen:

Indem man eine Sprache benutzen lernt, lernt man auch, wie man auf Sprache reagiert und wie man angemessene und nicht angemessene Verwendung von Begriffen spürt (ebd. 168).

Nicht dem Vorwurf der Banalisierung entgehen kann das syntaktische Vereinfachen in der Phase der Übertragung. Durch dunkles Formulieren, davon ist Nida überzeugt, verliert eine Botschaft ihre Wirkung auf den Leser. Doch wenn nebulöse Ausdrücke auf nur *eine* ihrer möglichen Bedeutungen festgesetzt werden, dann wird eine Botschaft ihrer Tiefe beraubt.

Nidas dynamische Äquivalenz droht, die Grenze zur bloßen Bearbeitung zu überschreiten. So wird die Botschaft auf Inhalt und Wirkung verkürzt, während ihre Form zu meist unbeachtet bleibt: „Die Form ist – abgesehen von besonderen Fällen wie z. B. der Poesie – weitgehend von zweitrangiger Bedeutung“ (ebd. 112). Stil wird als ein Nebensächliches, der Bedeutung nur Aufgeklebtes betrachtet, als eine „äußere Gestalt, die die Botschaft annimmt“ (ebd.). Um der Verständlichkeit willen muss zum Beispiel der Rhythmus vernachlässigt werden:

Alle kunstvollen oder starren rhythmischen Systeme erfordern sehr leicht gewisse ungewöhnliche Wortverbindungen oder -anordnungen und setzen dadurch den Wirkungsgrad der Verständlichkeit herab (ebd. 155).

Diesem Verständnis von der Form liegt die anfechtbare Annahme zugrunde, dass Menschen über alles sprechen können, was in ihrem Erfahrungsbereich liegt (ebd. 19), und dass man deshalb alles, was man in *einer* Sprache sagt, auch in der *anderen* sagen kann: „Die wesentlichen Unterschiede zwischen Sprachen liegen deshalb nicht darin, was gesagt werden kann, sondern wie und wodurch es ausgedrückt wird“ (ebd. 138). Alle Sprachen, so Nida, verfügen über Mittel, die nicht nur eine einzige Funktion besitzen, und über Funktionen, die nicht nur von einem einzigen Mittel übernommen werden. Gerade diese inner-sprachliche Verflochtenheit verleiht der Sprache ihre Biogsamkeit und beweist schlussendlich, dass sprachliche Formen bloß Mittel zum Zweck und nicht Selbstzweck sind (ebd. 112) – eine Behauptung, die jeder Dichter zurückweisen würde.

Jean-René Ladmiral verzichtet darauf, den Urtext minutiös zu erschließen. Stattdessen legt er den Akzent auf die Vermittlung einer frei formulierten Botschaft. Er übersieht dabei, dass literarisches Übersetzen nicht nur ein *génie de la langue*, sondern auch wissenschaftliche, etwa linguistische Kenntnisse erfordert. Darüber hinaus verkennt er das Wesen der ‚Sourciers‘, wenn er versichert, ihr Ideal bestehe darin, Dichtkunst Wort für Wort zu übersetzen, die Reihenfolge der Wörter folgsam einzuhalten (ebd. 251). Mit Spott etwa bedenkt er die mögliche Übersetzung eines freudschen Ausdrucks aus der Feder eines ‚Sourcier‘: Die ‚Angst vor dem Pferd‘ würde dieser nicht, *comme il faut*, französisch mit ‚peur du cheval‘ übersetzen, sondern vielleicht mit ‚peur sur le cheval‘, um der deutschen Präposition die Treue zu erweisen (ebd. 143). Damit überspitzt Ladmiral die Position seiner Gegner, und deshalb mutet ihm auch seltsam an, dass die „étrangerie bermanienne“ (ebd. 195) gemeinhin nur in theoretischen Diskursen anzutreffen sei, während ihre Praxis sich von der eigenen kaum unterscheidet: „Il n’y a guère de pratique proprement sourcière“ (ebd. 220). Dass die ‚Sourciers‘ eben *nicht* Wort für Wort übersetzen, dass ihre Treue eben *nicht* dem Wort gilt, das soll im nächsten Kapitel erörtert werden. An dieser Stelle sei nur so viel gesagt: Die Treue, die jene Übersetzer der Syntax, dem Klang oder dem Rhythmus eines literarischen Textes entgegenbringen, ist bisweilen schwer zu durchschauen, wenn sie zugleich dem Verfremden der Zielsprache Grenzen setzen. Auch bezweifelbar ist Ladmirals Vorgehen mit Kants *Analytik des Schönen*, deren Lektüre er als lästig empfindet und die er dem französischen Leser deshalb kurzerhand zugänglicher macht: „[J]e me flatte d’avoir donné au public une ‚Analytique du Beau‘ qui se puisse lire“ (ebd. 208). Doch ist ein entwirrter Kant noch ein Kant?

Und ein weiteres Postulat Ladmirals ist anfechtbar. Über die Position der ‚Sourciers‘ bemerkt er: „C’est oublier que le langage humain ne se donne que dans les langues

naturelles. C'est oublier tout simplement que chaque langue est, à elle seule, tout un univers“ (ebd. 254). Werfen wir nur einen Blick auf die deutsche Sprachgeschichte, so stellen wir fest, dass sich eine künstlich erzeugte, durch fremdsprachige Elemente bereicherte Sprache – das Hochdeutsch Martin Luthers – zu unserer Standardsprache aufgeschwungen hat. Die Annahme, jede menschliche Sprache sei natürlich erwachsen, erweist sich damit als falsch.

## 2. Die ‚Sourciers‘

### 2.1 Antoine Berman

Antoine Berman war ein französischer Linguist und Übersetzer deutscher und lateinamerikanischer Literatur. Sein erstmals 1984 erschienener Essay *L'Épreuve de l'étranger. Culture et traduction dans l'Allemagne romantique* macht ihn zum symbolträchtigen Vertreter einer jungen Generation von ‚Sourciers‘, der „neo-littéralistes“ (Oseki-Dépré 1999: 98), welchen neben ihm auch Walter Benjamin und Henri Meschonnic angehören. Er widmet sich darin grundlegender Fragen, wie etwa: Was eigentlich ist Übersetzen? Und welchen Raum nimmt es in einer Kultur ein? Die Epoche der deutschen Romantik, die das Übersetzungsproblem reichlich und leidenschaftlich wie keine andere diskutierte, bildet das Fundament seiner Position. Berman versäumt es nicht, Standpunkte einzubeziehen, die den Romantikern vorausgehen oder von ihnen abweichen: Sein Opus vereint ein romantisches Trio – Novalis und die Brüder Schlegel – mit Luther, Voß, Goethe, Schleiermacher, Wilhelm von Humboldt und Hölderlin. Keiner von ihnen, außer Schleiermacher, formulierte eine systematische Übersetzungsmethode. Der Essay hat deshalb die Mission, aus ihren philosophischen Überlegungen die fragmentarischen Beiträge zur Übersetzung herauszufiltern und dem Leser erstmals in einer Gesamtschau zugänglich zu machen (Berman 1984: 30). Zugleich möchte Berman einer ehemals neu heranwachsenden Disziplin – „faudra-t-il l'appeler traductologie?“ – ihren Weg ebnet.

Die Geschichte der Literatur, der Sprache und der Übersetzung beeinflussen sich wechselseitig. Jede Übersetzung, die jemals Bedeutung erlangt hat, brachte immer auch etwas Neues in die Literatur- und Sprachgeschichte. Vor allem die Geschichte der hochdeutschen Sprache und die Geschichte der Literatur seit dem 18. Jahrhundert können nur erschöpfend behandelt werden, wenn der Einfluss epochaler Übersetzungen berücksichtigt wird (Apel/Kopetzki 2003: 49). Für jeden modernen Übersetzer, so Berman, ist es deshalb unerlässlich, historische Aspekte in den Blick zu nehmen – und ethische (Berman 1984: 23). Indem die deutschen Denker genau dies taten, legten sie den Grundstein zu einer modernen Übersetzungswissenschaft (ebd. 37). Was den ethischen Aspekt anbelangt, so hat der Akt des literarischen Übersetzens eine Verantwortung: Er begründet den Dialog zwischen Sprachen und Kulturen, sorgt für Verflechtung und eröffnet neue Blickwinkel. In diesem Sinne ist er mehr als nur literarisch und ästhetisch, sondern liegt der Wissenschaft

näher als der (gewissenlosen) Kunst. „Schlecht“ nennt Berman eine Übersetzung, die unter dem Deckmantel der Verständlichkeit aus dem fremden Werk alle Fremdheit ausmerzt. Was den historischen Aspekt betrifft, so gehen die großen Übersetzungen des 19. Jahrhunderts auf ein einziges Ereignis des Mittelalters zurück, das die deutsche Sprache fortwährend prägte und zur deutschen Identität gar untrennbar gehört: Martin Luthers Bibelübersetzung. Als sich Luther im Jahr 1521 anschickte, die Bibel zu übertragen – zu einer Zeit, als das römisch-deutsche Reich politisch und sprachlich zerstückelt war – hatte er zweierlei im Sinn. Erstens sollte die Heilige Schrift in eine Sprache gekleidet werden, die in seiner ostdeutschen Heimat Jedermann verständlich war, ins sogenannte Hochdeutsch. Luthers Hochdeutsch war einerseits natürlich, volkstümlich, bilderreich; andererseits leicht geglättet und bereinigt sowie bereichert vom Hebräischen, Griechischen und Lateinischen der Vorlagen. Zweitens sollte seine Bibel das Lateinische als Schriftsprache verdrängen, das Hochdeutsch zum Standarddeutsch, zur Lingua franca, zur allgemeinen deutschen Schriftsprache erheben und damit einen Sprachraum gründen. Weil ihm dies gelang – und weil es ihm durchs *Übersetzen* gelang, durch intensiven Kontakt mit dem Fremden – entstand gerade in Deutschland eine Tradition, für die der Akt des Übersetzens nichts Geringeres bedeutet als Erweiterung der Sprache und Bildung der Identität (ebd. 46-57).

Das Stichwort ‚Bildung‘ führt Berman zunächst zu Johann Heinrich Voß und Goethe. Sie vertraten einen Standpunkt, der sich bewusst gegen die *Belles infidèles*, die klassischen poetisierenden, sich um ein gepflegtes Französisch bemühenden und Fremdes einbürgernden Übersetzungen à la française wandte:

Der Franzose, wie er sich fremde Worte mundgerecht macht, verfährt auch so mit den Gefühlen, Gedanken, ja den Gegenständen, er fordert durchaus für jede fremde Frucht ein Surrogat, das auf seinem eigenen Grund und Boden gewachsen ist (Goethe, zit. nach Störig 1973: 36).

Der deutschen Sprache hingegen mangle die Bildung, weshalb sie Erweiterung erfahren müsse. Seit der Zeit des deutschen Idealismus wird Bildung verstanden als die innere Formung des Menschen durch Erfahrung vergangener und fremder kultureller Werte und deren Verarbeitung zu einer persönlichen Ganzheit, „un devenir-même de l'étranger et un devenir-étranger du même“ (Berman 1984: 76). Für Wilhelm von Humboldt, den Begründer der klassischen Bildungstheorie, sind das Griechentum sowie die Sprache und Dichtung der eigenen Zeit die wichtigsten Bildungsgüter. Auch die Übersetzung gehört zur Bildung, denn beide sind sie Auseinandersetzung des Eigenen mit dem Fremden. Voß übersetzt Homers *Ilias*, indem er das noch „ungebildete“ Deutsche unter das Joch der griechischen Silbenmaße zwingt und so das klassische Altertum in die deutsche Sprache einführt. Goethe

(zit. nach Störig 1973: 37) wusste schon bald, dass Voß' Übersetzung historisch werden sollte:

Wer nun aber jetzt übersieht, was geschehen ist, welche Versatilität unter die Deutschen gekommen, welche rhetorischen, rhythmischen, metrischen Vorteile dem geistreich-talentvollen Jüngling zur Hand sind, (...) der darf hoffen, daß die Literaturgeschichte unbewunden aussprechen werde, wer diesen Weg unter mancherlei Hindernissen zuerst einschlug.

Goethe seinerseits gebührt das Verdienst, erkannt zu haben, dass jede Übersetzung auf ihr Original zurückwirkt. Er prägte den Begriff der ‚Weltliteratur‘, die aus einem übernationalen Geist heraus entstehe und deshalb einen lebendigen Austausch zwischen den Kulturvölkern voraussetze. Die Nationalliteraturen sollen sich nicht nur einseitig, sondern beständig *gegenseitig* beeinflussen. Für fruchtbar befindet Goethe zum Beispiel die Wechselbeziehung zwischen deutscher und französischer Kultur zu Beginn des 19. Jahrhunderts: Auf der einen Seite unterstützt die deutsche Unbändigkeit Frankreich in seiner Befreiung aus dem Korsett des Klassizismus – auf der anderen Seite vermag die französische Formstrenge den deutschen Wankelmut zu zähmen. Durch den geistigen Austausch spiegelt sich die eigene in der fremden Kultur und erkennt im Fremdbild sich selbst: „La saisie de soi ne passe plus seulement par la saisie de l'étranger, mais par celle que l'étranger a de nous“ (Berman 1984: 104). Deshalb bedeutet Übersetzen für Goethe nicht einseitiger Einfluss, sondern wechselseitige Interaktion. So erfährt nicht nur die eigene, sondern auch die fremde Sprache Veränderung (ebd. 89-108).

Doch wo Goethe die Form zugunsten des Inhalts vernachlässigt und die „schlichte prosaische“ Übersetzung (zit. nach Störig 1973: 35) der poetischen vorzieht, erlangt bei den Frühromantikern die Form den höchsten Stellenwert. Für Friedrich Schlegel und Novalis gilt: Alles ist Sprache. Neben der menschlichen Sprache existieren die Sprachen der Blumen, der Musik, der Farben usw. Da das menschliche Zeichensystem nur ein winziger Baustein in der Gesamtheit der Sprachen ist, kann es niemals alles ausdrücken: „Le système des signes proprement linguistiques paraît comme frappé de pauvreté par rapport à ce langage de tout“ (Berman 1984: 149). Innerhalb dieser Gesamtheit der Sprachen unterscheiden die Frühromantiker Natursprachen und Kunstsprachen. Zu den Natursprachen zählen etwa Vogelgesang und die menschliche Alltagssprache; sie verweisen auf die außersprachliche Welt und sind deshalb mimetisch. Zu den Kunstsprachen gehören Mathematik, Musik und die poetische Sprache; sie verweisen nur auf sich selbst, sind apriorisch und allegorisch. Die Natursprachen sind auf einen Inhalt ausgerichtet, die Kunstsprachen von Inhalt frei und somit reine Form:

Wenn man den Leuten nur begreiflich machen könnte, daß es mit der Sprache wie mit den mathematischen Formeln sei – Sie machen eine Welt für sich aus – Sie spielen nur mit sich selbst, drücken nichts als ihre wunderbare Natur aus, und eben darum sind sie so ausdrucksvoll – eben darum spie-

gelt sich in ihnen das seltsame Verhältnisspiel der Dinge. Nur durch ihre Freiheit sind sie Glieder der Natur, und nur in ihren freien Bewegungen äußert sich die Weltseele und macht sie zu einem zarten Maßstab und Grundriß der Dinge (Novalis 1798).

Die Aufgabe des Dichters ist es, aus der menschlichen Natursprache eine Kunstsprache zu formen; die gewöhnliche Sprache in eine himmlische zu übersetzen; einerseits das Fremde ins Vertraute zu führen, andererseits aus dem Abgenutzten Rätselhaftes zu schaffen. Diese zweifache Bewegung – das Ferne rückt in die Nähe, das Nahe in die Ferne– erinnert an Goethes Position. Und in der Tat findet Novalis (zit. nach Berman 1984: 161): „Am Ende ist alle Poesie Übersetzung.“ Der Akt des Übersetzens ist für die Romantiker die Radikalisierung dieser zweifachen Bewegung. Zu dieser romantischen Position merkt Berman (ebd.) an:

On peut dès lors comprendre aussi pourquoi l'acte de traduire a pu exercer sur les Romantiques une telle fascination, fascination qui pourtant ne concerne en aucune façon *le rapport des langues entre elles*, mais ce qui, dans toute traduction, concerne la mise à mort du langage naturel et l'envol de l'œuvre vers un langage stellaire qui serait son pur langage absolu. [Herv. i. O.]

Hierin wurzelt die moderne Literatur. Von den Ansprüchen des klassischen Zeitalters (Geschmack, Natürlichkeit) befreit, gleitet ihre Sprache in einen schwer zugänglichen Geheimniszustand hinüber (ebd. 163). Wenn alle Poesie Übersetzung ist, dann ist alle Übersetzung: Übersetzung der Übersetzung. Diese Potenzierung krönt das Original und macht die Romantiker glauben, das übersetzte Werk sei besser als sein Original (ebd. 175).

Novalis meint: der deutsche Shakespeare ist besser als der englische. Übersetzt hat ihn August Wilhelm Schlegel, der seinerzeit eine ganz eigene Position vertritt. Er möchte treu und poetisch zugleich übersetzen, das heißt: einerseits die mannigfachen Register des shakespeareischen Œuvres respektieren, den schäbigen ebenso wie den vornehmen Ton, andererseits auch „Sylbenmaaß und Wohllaut“ (1826/1973: 99), dort, wo der englische Dichter lyrisch sich ausdrückt. August Wilhelm Schlegels Übersetzungstheorie ergänzt die Theorie der Dichtersprache von Friedrich Schlegel und Novalis. Wenn die Sprache der Dichtung nicht natürlich, sondern dem menschlichen Geist erwachsen und deshalb wandelbar ist, dann sind nicht nur künstliche Begriffe, sondern auch künstliche Gedichtformen von Sprache zu Sprache übertragbar. Und da auch sie die natürliche Sprache potenzieren, sind sie vor allem übertragungswürdig (Berman 1984: 209-213). Wenn beispielsweise ein Übersetzer den französischen ‚Contrerime‘ ins Deutsche transferiert, französisiert er nicht etwa die deutsche Sprache. Sondern er führt ein Versmaß ein, das zwar französischer Herkunft, im Grunde aber universal ist:

Le traducteur est plutôt confronté à une multiplicité de formes métriques étrangères qu'il vise à introduire dans sa langue maternelle pour l'élargir poétiquement. La dialectique formatrice de la *Bildung* revêt ici le sens d'un cosmopolitisme radical : l'allemand, trop pauvre et trop raide, doit faire appel aux métriques étrangères pour devenir de plus en plus *Kunstsprache* (ebd. 214) [Herv. i. O.].

Gleichwohl wird Shakespeare von August Wilhelm Schlegel subtil poetisiert, schließlich liegt den Romantikern nichts ferner als die natürliche, ungeschliffene Sprache. Letztendlich übersetzt er aber treuer als andere Romantiker (ebd. 223).

Diesen Anspruch auf Treue teilt er mit Friedrich Schleiermacher und Wilhelm von Humboldt. Ihnen beiden ist die Ansicht gemein, dass durch verschiedene Sprachen einzelsprachliche Weltbilder entstehen und aus dem Blickwinkel des Einzelnen unterschiedliche Wirklichkeiten. Zuerst hat Schleiermacher (1813/1999: 82) diese Gedanken:

Jede Sprache [enthält] Ein System von Begriffen in sich, die eben dadurch daß sie sich in derselben Sprache berühren, verbinden, ergänzen, Ein Ganzes sind, dessen einzelnen Theilen aber keine aus dem System anderer Sprachen entsprechen.

Drei Jahre später drückt Humboldt (1816/1973: 80) sich ähnlich aus:

Man hat schon öfter bemerkt, (...) dass, so wie man von den Ausdrücken absieht, die bloss körperliche Gegenstände bezeichnen, kein Wort Einer Sprache vollkommen einem in einer anderen Sprache gleich ist. (...) jede drückt den Begriff etwas anders, mit dieser oder jener Nebenbestimmung, eine Stufe höher oder tiefer auf der Leiter der Empfindungen aus.

Die beiden Sprachphilosophen schließen daraus, dass die Sprache kein beliebig austauschbares, mehr oder weniger „zähmbares“ (Berman 1984: 34) Werkzeug, sondern das Fundament für eine eigentümliche Erfassung von Welt ist. Sprache und Denken bilden eine unauflösliche Einheit. Schleiermacher gilt als Begründer der modernen Hermeneutik: Für ihn gibt es nicht ein einziges allgemeingültiges Verständnis eines Textes, folglich auch nicht eine einzige allgemeingültige Übersetzung eines Textes. Jede Übersetzung ist bloß die Niederschrift eines möglichen, historisch und subjektiv bestimmten Verstehens. Übersetzungsprobleme wurzeln in der Beziehung von Sprache, Denken und Welt (Apel/Kopetzki 2003: 22f.). Da die Sprache dem Denken die Richtung weist, können zwei Schriftsteller mit unterschiedlichen Muttersprachen niemals denselben Roman schreiben. Unsinnig deshalb, einen Schriftsteller so zu übersetzen, wie man glaubt, dass dieser in der eigenen Sprache geschrieben hätte. Vielmehr soll der Übersetzer das Fremde spürbar machen, seine Sprache an „ausländische und unnatürliche Verrenkungen“ (Schleiermacher 1813/1999: 64) gewöhnen, um so letztendlich die Geistesentwicklung seiner Kultur zu beeinflussen.

Auch Humboldt (1816/1973: 83) adelt das Fremde:

Solange nicht die Fremdheit, sondern das Fremde gefühlt wird, hat die Uebersetzung ihre höchsten Zwecke erreicht; wo aber die Fremdheit an sich erscheint, und vielleicht gar das Fremde verdunkelt, da verräth der Uebersetzer, dass er seinem Original nicht gewachsen ist.

Hier präsentiert Humboldt seine Definition von Treue. Einer Übersetzung soll man anmerken, dass sie eine Übersetzung ist – doch die dünne Scheidelinie, die das Fremde von der ‚Fremdheit‘ trennt, darf nicht überschritten werden. Alle großen deutschen Übersetzer des 19. Jahrhunderts folgen diesem Gebot. Gefahr droht von beiden Seiten: Wer einerseits „in

ekler Scheu vor dem Ungewöhnlichen“ (ebd.) alles Fremde vermeidet, nutzt weder Sprache noch Nation. Andererseits müsse man sich hüten vor der ‚Fremdheit‘, zum Beispiel vor der shakespearischen Rohheit der Sprache. Die Grenze verschiebt sich unaufhörlich und ist niemals leicht zu ziehen (Berman 1984: 247).

An ihr scheiden sich Klassiker und Romantiker von Friedrich Hölderlin. Dessen Werk, seinerzeit verhöhnt als das eines „Irren“ (ebd. 250), gilt erst im 20. Jahrhundert als epochemachend. Selbst heuer wird Hölderlins Werk nicht immer als Übersetzung gewürdigt, stattdessen als eigenständiges literarisches Schaffen bezeichnet. Jean-René Ladmiral (2014: 196) tadelt: „Il semble plutôt que la ‚traduction‘ prenne ici le sens élargi d’un *dispositif d’écriture* au service de la création littéraire [Herv. i. O.]“. Das künstlerische Schaffen des schwäbischen Dichters ist thematisch wie sprachlich vom klassischen Griechenland und von der deutschen Heimat zugleich durchdrungen. Weil das griechische Pathos der abendländischen Nüchternheit diametral entgegensteht, gilt Hölderlin die griechische Antike als Inbegriff des würdevollen Fremden. Gleichzeitig schätzt er die Ausdruckskraft des schwäbischen Dialekts und der älteren deutschen Sprachstufen. So greift er einerseits zurück auf antike Begriffe und Versmaße (nämlich Hexameter), andererseits auf heimische Begriffe in ihren ursprünglichen Bedeutungen (‚Fürst‘ etwa gebraucht er im Sinne von ‚Erster‘). Indem Hölderlin nunmehr aus zwei Quellen schöpft, dem Fremden *und* dem Eigenen, rückt er ab von der romantischen Kunstsprache, kehrt zurück zur natürlichen, volkstümlichen Sprache Luthers und stellt sich so bewusst in die Tradition des Mannes, der die deutsche Sprache schuf. In seinen Übersetzungen von Sophokles‘ *Antigone* und *König Ödipus* lässt er das mittelalterliche Deutsch sprechen, „pour tenter de rendre la force parlante du grec par la force parlante de l’allemand“ (Berman 1999: 89). Das hölderlinsche Œuvre wird sprachlich wie formal oftmals als hermetisch empfunden. Genau hier verschiebt sich die Scheidelinie, die Klassiker und Romantiker eint: Hölderlin wagt den Schritt in die humboldtsche ‚Fremdheit‘ (Berman 1984: 251-258).

Die Quintessenz von Bermans Essay: Übersetzung ist mehr als bloß Vermittlung eines Inhalts, vielmehr ist sie grundlegend für die Bildung (*culture*) einer Kultur:

L’Allemagne romantique et classique pose comme un axiome absolu qu’*aucune culture « nationale » n’est possible sans un passage par l’étranger*, et dans ce mouvement circulaire propre-étranger-propre, la *traduction* joue un rôle insigne (Berman 1999: 85). [Herv. i. O.]

Eine Geschichte der Übersetzung, wie Berman sie schreibt, sei der erste Schritt hin zu einer modernen Übersetzungstheorie (Berman 1984: 12). In dem schmalen Band *La Traduction et la lettre ou l’Auberge du lointain* wagt er den Versuch, eine solche auszuarbeiten. Dort verabschiedet er sich von der althergebrachten dichotomen Aufteilung in Treue (gegen das

Wort) und Freiheit (der sinngemäßen Wiedergabe). Er begreift die beiden Begriffe als nicht widersprüchlich und fordert die Treue der Form, die *fidélité à la lettre*, die er wie folgt resümiert: „Tel me paraît être le travail sur la lettre: ni calque, ni (problématique) reproduction, mais attention portée au jeu des signifiants (Berman 1999: 14).“ Bermans Treue gilt darum vielerlei: der fremden Syntax, dem fremden Klang, dem fremden Rhythmus, den fremden Metaphern, ... Eine solche Übersetzung ist ethisch; im Gegensatz zur ethnozentrischen ehrt und empfängt sie das Fremde. Berman kategorisiert sogenannte *tendances déformantes*, Übersetzungsfallen, in die ethnozentrische Übersetzer gemeinhin geraten. Mithilfe dieser Übersetzungsfallen kann die fertige Übersetzung einer Analyse im freudschen Wortsinne unterzogen werden: Dem Übersetzer werden unbewusste Konflikte bewusst gemacht, etwa die Versuchung, Implizites zu explizieren, Abstraktes zu konkretisieren, Heterogenes gleichzumachen, den schlichten Stil auszuschmücken. Berman (ebd. 73) bedauert, dass die ethische Übersetzung noch immer als experimentell gilt: „Il faut (...) *une éducation à l'étrangeté*“ [Herv. i. O.].

## 2.2 Kritik

Fragt man Jean-René Ladmiral (2014: XI), so sind die ‚Sourciers‘ an Wörtlichkeit geradezu gefesselt. Sie ahmen den Urtext auf eine Art und Weise nach, die es dem Leser unmöglich macht, ihn ohne ein ausgeklügeltes Fußnotensystem zu entschlüsseln. Das Ergebnis nennt Ladmiral gelehrte Übersetzung, „traduction savante“ (ebd. 9), die sich an ein hermetisch abgeschlossenes Gelehrtenpublikum richtet und deren Verständnis eine gewisse Vertrautheit mit der Kultur und Sprache des Urtextes voraussetzt (ebd. 242f.). Damit geht einher, dass die Wirkung auf den Leser der Übersetzung eine völlig andere ist als ursprünglich vom Autor beabsichtigt. So ist die französische Übersetzung ‚partie de thé‘ der englischen ‚tea-party‘ aus Lewis Carrolls *Alice im Wunderland* ungünstig, weil der französische Ausdruck im Gegensatz zum englischen einen befremdenden Effekt mit sich führt (ebd. 129): „Traduire l'étrangeté du texte original, (...) c'est introduire dans sa traduction un effet d'étrangeté qui n'est pas dans l'original“ (ebd. 195).

Während die ‚Ciblistes‘ in der Tradition des Strukturalismus stehen und Sprachen als geschlossene Systeme betrachten, verkennen die ‚Sourciers‘ die je verschiedene Idiosynkrasie der Parole, ihre idiomatische Beschaffenheit (ebd. 253). Indem sie fremde Elemente des Urtextes behalten, fliehen sie die grundsätzliche Freiheit des Übersetzers und

berufen sich auf eine Objektivität, die nur vermeintlich existiert, denn: „condamné à être libre, le traducteur est un décideur“ (ebd. 12). Dieser Objektivismus, so Ladmiral weiter (ebd. 139), ist eine Krankheit der Moderne, die Hand in Hand geht mit dem Positivismus, dieser erkenntnistheoretischen Grundhaltung, die sich allein auf Erfahrung beruft, alles Nichtbeobachtbare, jegliche Metaphysik ablehnt und sich am Exaktheitsideal der Naturwissenschaften misst. Doch exakt übersetzen ist kaum möglich: Jede Sprache ist wie ein Netz aus Maschen, die in ihrer Größe je unterschiedlich bemessen sind (ebd. 176).

Ladmiral verurteilt die gegnerische Position aufs Schärfste; kein Funke Verständnis bleibt am Ende übrig: Das ‚Sourcier‘-Syndrom (ebd. 220) sei eine Entgleisung der Übersetzungswissenschaft (ebd. 247), seine Vertreter geben sich romantischen Illusionen hin (ebd. 54), betrieben Realitätsverweigerung (ebd. 66), litten unter Wahnvorstellungen (ebd. 219), fielen vor dem Signifikanten ehrfürchtig auf die Knie wie vor einem Fetisch (ebd. 94) und produzierten zweisprachige Wörterbücher statt Übersetzungen (ebd. 252). Nüchtern wird am Ende konstatiert: „Le littéralisme n’est ni souhaitable, ni même possible“ (ebd. 175). Es ist gerade diese das Binom ‚Sourciers/Ciblistes‘ von jeher begleitende Polemik, die Ladmiral über die „Diagnose einer Ätiologie der ‚Sourcier‘-Krankheit“ (ebd. 220) hin zu der Annahme einer ‚Übersetzungs- und Sprachenreligion‘ führt. Für ihn, den Philosophen, bedarf die Übersetzungswissenschaft grundsätzlich philosophischer Überlegungen. In seiner Metaphysik der Übersetzung gibt es etwas hinter der sinnlich erfahrbaren Welt Liegendes, welches das übersetzerische Vorgehen der ‚Sourciers‘ leitet und lenkt, und zwar völlig unbemerkt von diesen. Die Leidenschaft der Wortkriege liegt nämlich in einem besonderen Verhältnis dieser Übersetzergruppe zum Urtext begründet, das umso besonderer ist je klassischer der Text. Wenn Antoine Berman von ‚œuvres‘ spricht, meint er kanonische Werke, die dem kulturellen Erbe einer Nation, wenn nicht gar der Weltliteratur angehören. Da die abendländische Kultur aus einer Verbindung von Christentum und antikem Erbe geboren wurde, ist die Bibel ein solches kanonisches Werk – selbst für Juden und Muslime, Atheisten und Agnostiker der Moderne. Der Wortstamm ‚biblio-‘ ist gleichsam eine Antonomasie und lässt den modernen Menschen beim Anblick jedweder Bibliothek an die heilige Schrift denken. Neben der Bibel sind auch die großen Werke der griechisch-lateinischen Antike für unsereins ‚œuvres‘. Die Form dieser klassischen Literatur respektieren die ‚Sourciers‘ peinlichst genau, denn gerade in den Signifikanten werden diese Werke leibhaftig, die deshalb als „Paläologismen“ (ebd. 241) beibehalten werden. Insbesondere wer sich an die heilige Schrift wagt, hat deren Form zu respektieren, schließlich handelt es sich um das Wort Gottes. Der Heiligenkult um das Buch der Bücher und um die klassischen Bücher geschieht

kulturell unbewusst und wirkt im modernen Westen bis heute als „religiöses Unterbewusstsein“ (ebd. 248) bei der Übersetzung mit. Diese Formverehrung weitet sich fortan aus, etwa auf poetische Texte, auf die philosophischen Schriften Heideggers oder die psychoanalytischen Schriften Freuds, deren Korpus als absolut gültig anerkannt wird. Stets schwingt bei der „Mimesis des Urtextes“ (ebd. 267) die Idee von etwas dem Übersetzer Verborgenen mit, das seinen Intellekt übersteigt. Bei der Bibel ist das die göttliche Erhabenheit, bei der Psychoanalyse das Unbewusste, bei der Lyrik der Mythos von der künstlerischen Inspiration, die Ladmiral als säkularisierte göttliche Gnade versteht (ebd. 268). Seit nämlich Gott im vorletzten Jahrhundert mit dem naturwissenschaftlich-positivistischen Denken eines Nietzsche „gestorben“ ist, identifiziert sich der moderne Mensch mit dem Erbe der Säkularisierung. Wir Menschen, um eine unerschaffene, absolute und ewige Ursache alles Seienden trauernd, suchen nach Hypostasen nunmehr in Wissenschaft und Politik – und eine solche Verdinglichung, davon ist Ladmiral überzeugt, haben die ‚Sourciers‘ in der Übersetzung gefunden (ebd. 263). Halten wir also fest:

[L]a traduction est un des modes de la sécularisation, qui est le propre de la modernité. Au niveau concret de la pratique en quoi elle consiste, la traduction est une façon pour nous de gérer cet impensé, cet ‚inconscient théologique‘ (...) que sont les traditions religieuses qui travaillent en nous (ebd. 280).

Diese Übersetzungsreligion wird von einer Sprachenreligion begleitet: Nicht nur dem Urtext wird gehuldigt, sondern auch dessen Sprache. Es gibt ein Assortiment auserkorener, in bestimmten Kulturkreisen als heilig verehrter Sprachen. Die Sakralsprache der Muslime etwa ist das koranische Arabisch, die der jüdisch-christlichen Tradition das biblische Hebräisch, und für so manchen ist gar die deutsche Sprache eine auserlesene. Am Ursprung dieser Huldigung des Deutschen stehen die Kanonisierung der lutherischen Bibel und die damit einhergehende Gründung eines deutschen Sprachraums, das heißt das Ineinandergreifen von Religion, Linguistik und Politik (vgl. S. 12). Doch warum ist die altgriechische Sprache nicht heiliggesprochen<sup>2</sup>? Ist sie nicht die Sprache des Neuen Testaments und der Septuaginta, dieser ältesten und wichtigsten griechischen Übersetzung des Alten Testaments? Ladmiral mutmaßt: Da die altgriechische Sprache eine tote Sprache ist, kann sich kein nationaler Narzissmus in ihr bündeln. Die klassische arabische und die deutsche Sprache hingegen werden aufgrund ihres historisch-politischen Einflusses weiterhin als heilige Sprachen idealisiert (ebd. 273).

---

<sup>2</sup> Dies ist sie höchstens im übertragenen Sinne als klassische Sprache, die unsere abendländische Tradition begründet hat.

## B. Praxis

### 3. François Vallejos Roman *Fleur et Sang*

Nach der Periode einer selbstbezüglichen, gar metafikionalen Literatur hat sich in der französischen Literatur seit den 1980er Jahren wieder ein Bewusstsein für die außerliterarische Welt entwickelt. Der ‚terreur théorique‘ der Nouveaux Romanciers, die sich dem Strukturalismus verschrieben hatten, die Ära des Misstrauens gegenüber traditionellen Erzählformen, weicht einem weltzugewandten Schreiben. Im Gegensatz zum L’art pour l’art des sogenannten intransitiven Romans lässt sich der transitive Roman wieder auf seine Zeit und ihre Probleme ein. Noch gibt es für den überaus heterogenen Gegenwartsroman keinen Kanon und kein charakteristisches Modell. Einige Tendenzen zeichnen sich jedoch ab, zum Beispiel die drei Modelle ‚écriture de soi‘, ‚écrire l’Histoire‘ und ‚écrire le monde‘. Vertreter des ersten Modells, etwa der Surrealist Julien Gracq, verbinden ihr Schreiben mit einer autobiografischen Perspektive. Andere Romanciers, wie Patrick Deville, befassen sich kritisch mit der Geschichte; wiederum andere, wie Michel Houellebecq, wenden sich der ganzen Welt zu: Sie denken philosophisch-historisch und erreichen eine menscheitsgeschichtliche Dimension (Grimm/Hartwig 2014: 397-403).

François Vallejo gehört dem diskreten, aber klugen Pariser Verlag *Viviane Hamy* an, der auch deutschsprachige Autoren wie Ernst Jünger, Ruth Klüger und Erich Hackl sowie die *néo-polars* der französischen Mediävistin Fred Vargas publiziert. Vargas‘ Detektive gehen historisch-archäologisch vor und führen die Verbrechen auf ihre politischen und sozialen Voraussetzungen zurück. Ein solches Engagement ist allen Autoren der *néo-polars* gemein: Der französische Kriminalroman hat sich literarisch emanzipiert, nämlich politisiert. Auch von der anderen Seite wird die Gattungsgrenze überschritten, und immer mehr Romane greifen auf die Verfahren des Kriminalromans zurück (ebd. 414). Vallejos Prosawerk *Fleur et Sang* trägt das Etikett des Romans, impliziert jedoch Intrigen mit Spannungselementen, die typisch sind für den Kriminalroman. Die Arbeit mit Versatzstücken des Kriminalromans hat François Vallejo mit großen französischen Autoren wie Yves Ravey oder Patrick Deville gemein. Als *Fleur et Sang* im Sommer 2014 erschien – der Autor hatte zu diesem Zeitpunkt bereits zehn Titel veröffentlicht und einige, meist unbedeutende Literaturpreise gewonnen – hob sogleich ein französischer Sekundärchor an: „Unique“ nannte

ihn *Le Figaro* (De Larminat 2014), „élégant et subtil“ fand ihn *Le Nouvel Observateur* (Juillard 2014), „magnifique“, tönnte *Télérama* (Heuré 2015), besonders schwärmerisch zeigte sich *L'Express*:

Fascinant. (...) Avec ce onzième roman, François Vallejo se surpasse. Sa maestria sidère. (...) Assurément, il y a un mystère Vallejo, orfèvre du point-virgule et façonneur incomparable des passions humaines (Peras 2014).

Maylis Vauterin von *Viviane Hamy* wirbt mit den Worten: „C'est à nouveau un grand roman de François Vallejo: vénéneux, sophistiqué et brillant.“<sup>3</sup> Den Huldigungen ist mit Vorsicht zu begegnen, schließlich verschwinden gerade die einmütig gepriesenen Werke oftmals rasch in der Versenkung, während die vormals attackierten – jene, die Neuland betreten – später hochgeschätzt werden. Um die Entscheidung zu rechtfertigen, *Fleur et Sang* in Auszügen zu übersetzen, möchte ich im nächsten Kapitel eine Antwort auf folgende Frage wagen: Was ist so reizvoll an diesem Roman?

### 3.1 Histoire

Der Roman, ein Diptychon, vereint in sich zwei Geschichten. Die eine *fabula* spielt im Frankreich des 17. Jahrhunderts, im Kriegs- und Pestjahrhundert, als sich die Herrschaft Ludwigs XIV. dem Ende zuneigt. Der junge Urbain Delatour berichtet von den Geschehnissen, welche die ländliche Touraine umtreiben, nachdem der erkrankte Seigneur de Montchevreüil zu einer langen Reise aufgebrochen ist. Während der Adlige sein Heil in den Kurstätten Europas sucht, verbreitet seine Tochter Isabelle Unheil und Schrecken im Volke. Allein Urbains Vater, der Handwerkschirurg und Apotheker Urbain Delatour l'Aîné, vermag die tyrannische Dame zu zügeln. Die andere *fabula* versetzt den Leser ins Tours des 20. Jahrhunderts. Der junge Arzt Étienne Delatour schlägt die Bitte der Geliebten Irène aus, ihr nach Paris zu folgen. Die Liebschaft geht zu Ende, nicht hingegen die Karriere: Zwei Dekaden später tritt Delatour, inzwischen Herzchirurg, das Amt des Stationsarztes in einem Pariser Krankenhaus an. Ein bloßer Zufall, dass dessen Leiter der dereinst Geliebten Vater ist?

Vielleicht ist es das besondere Verhältnis zwischen diesen Erzählsträngen, das die französische Presse derart verzückte: Die beiden Fabeln sind autonom und verbunden zugleich. Autonom, weil allein der Leser mit jedem neuen Kapitel drei Jahrhunderte durch die

---

<sup>3</sup> Persönliche Mitteilung vom 28.05.2014.

Zeit reist, nicht jedoch die Figuren; es findet keine Grenzüberschreitung statt. Die Grenze ist vielmehr scharf gezeichnet durch die Verwendung zweier verschiedener Stile und zweier Darstellungsweisen. Verbunden sind sie, weil kleine wie große Einheiten der einen Handlung in der anderen Handlung nachklingen. Diese Einheiten reichen von einzelnen Lexemen über ganze Ereignisse bis hin zu den großen Themen. Manche Eigennamen etwa tauchen in beiden Geschichten auf, zuweilen in Variationen (Delatour und de La Tour, Levayer und Le Vayer) und mit verschiedenen Funktionen (Saint-Aubin als Name einer Familie, eines Ortes und eines Weins); echoartig zurückgeworfen werden Begriffe wie ‚lévrier‘ und ‚futaie‘, ‚friche‘ und ‚sacoche‘. Was die Ereignisse anbelangt, so wiederholen sich zum einen dynamische, die Situation verändernde Ereignisse. Damals wie heute etwa erkrankt ein einflussreicher Mann, damals wie heute verfällt ein Mann der Anmut einer Frau, damals wie heute genießt ein Chirurg zunächst höchstes Ansehen – „Son mérite était reconnu partout“ (S. 19), beschreibt der junge Urbain seinen Vater, „Il avait obtenu une reconnaissance acceptable, mieux que ça, une réputation“ (S. 22), weiß der Erzähler über Étienne zu berichten – bis ihm der Ruf des gewissenlosen Geschäftemachers vorausseilt. Zum anderen hallen statische Ereignisse wider: Da sind zwei Mütter, die früh sterben; zwei Väter, die sich nicht mehr verlieben; zwei Chirurgen, die mit Worten heilen; zwei hinkende Beine und zwei große Münder, nämlich Irènes „machoire allongée“ (S. 26) und Isabelles „maxillaires élargis“ (S. 37). In der einen wie in der anderen *fabula* stecken, in mannigfaltiger Gestalt, die großen, universalen Themen des Romans: Macht, Manipulation und damit einhergehend die Vorstellung, dass nicht immer die Mächtigen die Fäden in der Hand halten. Des Machtmissbrauchs werden Urbain wie Étienne bezichtigt. Der Sohn des Handwerkschirurgen bemerkt recht früh den Größenwahn des Vaters, der sich ausnimmt, das Amt des Seigneurs anzutreten: „Je n’étais que le fils du maître chirurgien, mais je ne voyais pas sans terreur monter le goût de la puissance dans son esprit“ (S. 153). Der Herzchirurg, munkelt es, operiere zu häufig und verlange zu viel Geld. Manipulation wiederum findet im Hinter- wie im Vordergrund des Romangeschehens statt. Die beiden Femmes fatales Isabelle und Irène instrumentalisieren die Herren Delatour zur Beihilfe am Vaternord. Auch Nebenfiguren wie der Prälat Lavaudant verschaffen sich geschickt ihren Vorteil. Urbain berichtet:

Je ne devais pas m’étonner que de tels hommes existent, aussi haut placés dans l’Église sans posséder le plus petit commencement de foi dans les vérités de leur religion, et promis à des fonctions plus importantes encore, grâce à l’influence d’une famille rattachée aux Grands d’Espagne et de France (S. 138).

All jene Wiederholungen fordern den Leser zum Vergleich heraus, bereiten ihm, sobald ein Effekt der Wiedererkennung eintritt, Vergnügen. Die Wiederholungen von

Handlungseinheiten, die in einem oder mehreren Aspekten differieren, verleihen *Fleur et Sang* darüber hinaus einen Hauch von impliziter Selbstreflexion: Die abendländische Poetik liegt zwar in der Verborgenheit der Fiktionalität begründet, doch der antiken Mimesis steht längst eine Schreibtradition entgegen, die die eigene Künstlichkeit ausstellen möchte. Sie macht aus der Mimesis von Welt die „Mimesis der Poesis“ (Landwehr 1991: 289, zit. nach Böhn 1992: 14). So betonen die Wiederholungen die Bandbreite der literarischen Möglichkeiten und zeigen in ihrer Varianz die Vielfalt der Texte. Zugleich stören sie die Illusion der Wirklichkeit, indem sie die Konstruiertheit des Geschehens durch Autorenhand ins Gedächtnis rufen (Setzkorn 2003: 49f.).

Die narrative Motivierung des Geschehens verleiht der dargestellten Handlung einen Sinn (Martínez/Scheffel 2012: 114). Vallejo erzielt einen besonderen Effekt, indem er die motivationalen Zusammenhänge nicht festlegt: Ist die Wiederkehr der Ereignisse – die Wiederholung der historischen Geschichte – kausal oder final motiviert? Sind die Geschehnisse in einen Ursache-Wirkung-Zusammenhang eingebettet oder festgelegt als Fügung einer göttlichen Allmacht? Sind Étienne und Irène bloß Marionetten, deren Schicksal von jenen Vorgängen bestimmt ist, die vier Jahrhunderte zuvor geschahen? Demonstriert der Roman das buddhistische Karma, das die Wiedergeburt bestimmende menschliche Handeln? Es ist charakteristisch für den gesamten Roman, dass der Leser nicht entscheiden kann, ob die Wiederholungen ursächlich oder vorherbestimmt sind. Weil bis zum Schluss nicht zwischen kausaler und finaler Motivierung entschieden wird, bleibt die Romanwelt zweideutig.

Allerdings (und hier setzt der kritische Blick ein): *Fleur et Sang* folgt nicht der ästhetischen Norm der Innovation, sondern derjenigen der schemabezogenen Variation. Strukturalisten nehmen die Existenz eines Bedeutungskerns in Form eines sogenannten Handlungsschemas an, das als latente Tiefenstruktur dem Text zugrunde liege. Ein Handlungsschema bezeichnet einen vom Leser erlernbaren archetypischen, nämlich gattungsspezifischen Handlungsverlauf. Martínez/Scheffel (2012: 173f.) unterscheiden unter anderem die Handlungsschemata der ‚Romance‘ und der Satire. Die *Sang*-Geschichte ist grosso modo eine ‚Romance‘; sie erzählt die Selbstfindung eines Helden, der Hindernisse überwindet. Nach einem Kampf zwischen Gut und Böse siegt der Gute: Étienne, so legt das Romanende nahe, wird sich mit Irène vermählen. Die *Fleur*-Geschichte indessen erinnert an Zeitkritik in literarischer Form, an eine Satire, welche die unausweichliche Niederlage des Helden gegen widrige Umstände und schließlich seinen Tod schildert. Urbain Delatour l’Aîné geht schlussendlich an seinem Kummer zugrunde.

Im Gegensatz zu Handlungsschemata bezeichnen Erzählschemata typische Muster von Erzählungen insgesamt. Bestimmte Erzählschemata lösen bestimmte affektive Reaktionen seitens des Lesers aus. Kognitionspsychologen unterscheiden dreierlei Affektstrukturen, die jeweils auf einem unterschiedlichen Arrangement der Ereignisse beruhen: Überraschung, Spannung und Neugier. *Fleur et Sang* folgt im Grunde einem überraschenden Erzählschema, denn die Erzählstruktur enthält ein wichtiges, dem Leser jedoch unbekanntes Initialereignis. Erst dessen Kenntnis verleiht dem gesamten Roman seinen Sinn. Vallejo enthält seinem Leser dieses Ereignis – den Übergriff durch den Vater – bis zum Schluss vor, ohne ihn wissen zu lassen, dass ihm ein wichtiges Detail für das Verständnis nicht nur der *Fleur*-, sondern auch der *Sang*-Geschichte fehlt. Dass dieses Detail der Schlüssel zum Verständnis der Figur Irène ist, bleibt gewiss unausgesprochen. Im Sinne der normgerechten Verwendung von Handlungs- und Erzählschemata auf der *Histoire*-Ebene, aber auch von Elementen der *Discours*-Ebene (vgl. folgendes Kapitel), demonstriert der Autor nicht Originalität, sondern Kompetenz: *Fleur et Sang* ist Schemaliteratur (Martínez/Scheffel 2012: 167f.).

### 3.2 Discours

Die Darstellung der *Fleur*-Geschichte ist grundverschieden von jener der *Sang*-Geschichte, insbesondere was Stil, Modus und Stimme betrifft. Sie werden in diesem Kapitel der Reihe nach betrachtet.

Von Stil lässt sich nur dort sprechen, wo gewählt werden kann. Über den Stil werden die Intention des Autors und die angestrebte Wirkung auf den Empfänger vermittelt. Insbesondere die Verwendung des Begriffs in der Kunstgeschichte verweist darauf, dass Stil als Spiegel eines Inneren und als dem Inhalt angemessene Form verstanden wird. In diesem Sinne ist er mitnichten rein äußerlich (Eroms 2014: 40). In *Fleur et Sang* kommt zwar kein innovativer, jedoch ein individueller Stil, der Personalstil des Autors zum Ausdruck. François Vallejo verwendet je nach Erzählstrang zweierlei Epochenstile: Das Geschehen im 17. Jahrhundert wird in elegantem Stil geschildert, der Text schmückt sich mit literarischen, veraltenden und veralteten Elementen, etwa der Präposition ‚fors‘ (S. 19), der Wendung ‚tant y a‘ (S. 62) oder der historischen Verneinung ohne ‚pas‘ (S. 58: „Je ne sais si“). Diese Historismen verleihen dem gesamten Erzählstrang das gleichsam natürliche Zeitkolorit eines vergangenen Jahrhunderts. Als Ausdrücke, die in der französischen Litera-

tur unserer Gegenwart eigentlich nicht beheimatet sind, bewirken sie einen Stileffekt (Eroms 2014: 23). Einen ebensolchen Effekt erzeugt die augenscheinliche Länge der komponierten Sätze. Seit dem 17. Jahrhundert werden in der Sprache der Literatur die Sätze fortwährend kürzer. In der deutschen Sprache der Barockliteratur zählten sie durchschnittlich noch 36 Wörter, in der Sprache des 20. Jahrhunderts nur noch etwa 19 Wörter (ebd. 165). Demgegenüber steht der moderne Erzählstrang. Hier finden sich zahlreiche umgangssprachliche (S. 46: „Enfin, faut pas s’emballer“), mitunter gar populärsprachliche Elemente (ebenda: ‚trouille‘). Sowie solche Begriffe in einem anderen Kontext (in der epischen Sprache der Distanz) als ihrem ursprünglichen Kontext (in der Sprache der Nähe) verwendet werden, bewirken sie ein Kolorit: Sie werden gebraucht, um die Sprechweise der Figuren zu kennzeichnen (Eroms 2014: 72). Der modernen Prosa gemäß sind die Sätze eher kurz, mal gar zerstückelt durch Einschübe oder Punkte (S. 47: „Faire l’indifférent, vieille stratégie. Qui ne marche pas si mal“), mal verblos, also unvollständig (S. 22: „Pas l’intention de changer“). Buchhändler und Feuilletonisten versäumten nicht, des Autors Stil zu würdigen, seine „habileté à manier notre langue“ (Reynaert 2015). Ein „amoureux du style“ sei er, „qu’il travaille avec la méticulosité d’un cueilleur de plantes médicinales“ (Heuré 2015). Er oszilliere wunderbar zwischen den Erzählregistern, sein „style audacieux et sec“ fessele den Leser (Peras 2014).

Zum Modus zählen Fokalisierung und Distanz. Wie in den meisten Romanen herrscht auch in *Fleur et Sang* Polymodalität, das heißt ein Nebeneinander verschiedener Fokalisierungstypen. Gleichwohl zeichnen sich in den beiden Erzählsträngen jeweils unterschiedliche Tendenzen ab: Die *Fleur*-Geschichte ist stellenweise extern fokalisiert, denn der Erzähler Urbain hat aus naheliegenden Gründen (als Figur seiner Erzählung ist er identifizierbar als menschliches Wesen) keinen Einblick in die Gedanken seiner Mitmenschen. Dominant ist sie intern fokalisiert: Der Erzähler berichtet vornehmlich nicht mehr und nicht weniger als das, was eine einzige Figur (er selbst) sagt und denkt. Die *Sang*-Geschichte hingegen fokalisiert dominant intern durch Étienne, darüber hinaus jedoch durch ein breites Spektrum anderer Figuren, durch Irène etwa (S. 76: „Ça la chagrinait“), durch Irène und Étienne zugleich (S. 68: „Ils savaient qu’ils ne la garderaient pas intacte, difficile d’imaginer qu’ils flotteraient ensemble hors de leur corps à chaque fois qu’ils feraient l’amour“), ja gar durch des Helden gesamtes Kollegium von Ärzten:

On découvrait des indices, le souvenir de visites impromptues d’Irène Saint-Aubin au service de cardiologie, sous prétexte de causes philanthropiques, comme fille du directeur de l’établissement, quand elle ne venait peut-être que pour s’envoyer le chef de service, dans notre dos à tous (S.71).

Die Distanz zum erzählten Geschehen ist in der *Fleur*-Geschichte recht hoch. Es herrscht nämlich das, was Platon *haple diegesis* nannte und Genette den narrativen Modus: Mit dem erzählenden Ich kommt der (fiktive) Dichter zu Wort, präsentiert sich, gelangt ins Bewusstsein des Lesers. Die Distanz wird verstärkt durch ein detailarmes und temporeiches Erzählen, durch zahlreiche, in Klammern eingeschlossene *verba dicendi* und durch des Erzählers Reflexionen, zum Beispiel S. 172: „(...) le chemin d’un retour qui aurait dû être mon premier triomphe“. Mit der *Sang*-Geschichte verhält es sich komplexer. Hier nutzt der Autor die *mimesis*, den dramatischen Modus, um die Distanz zum Geschehen kleiner zu halten. Der Erzähler ist scheinbar abwesend, stattdessen kommen seine Figuren zu Wort. Deren Rede findet nicht selten ganz ohne *verba dicendi* und ohne distanzierende Anführungszeichen statt, sie ist dann autonom direkt. Auch der Einsatz des *style indirect libre*, der erlebten Rede, verringert ein Stück weit die Distanz. Irènes Worte etwa lauten nicht: „Tu me dois une partie de ta carrière, non?“, sondern es heißt: „Il lui doit une partie de sa carrière, non?“ (S. 108). Der *style indirect libre* kommt auch bei der Erzählung bloßer Gedanken, meist jener Étienne, zum Einsatz. Auslassungspunkte verringern die Distanz noch weiter, die Rede nähert sich dem Bewusstseinsstrom:

Le patient, quelques jours plus tard, à une visite de contrôle, informé du déroulement de son opération... l’invasion repoussée du sang et de quelle manière... ébahi de sa santé recouvrée, rajeuni de vingt ans... est le premier à entendre de la bouche du docteur Delatour, aussi ému que lui : Ta guérison ... oui, ta guérison... Ma déraison (S. 10).

Und selbst die erzählte Figurenrede wirkt noch mimetisch: „Mais elle crie, dès qu’il l’effleure, des plaintes, des plaintes, il n’entend que des plaintes“ (S. 52). Und doch kommt der Leser den Figuren nie recht nah. Dafür sorgen Phänomene, welche die Distanz zum Geschehen nichtsdestominder groß halten, das rasche Erzähltempo etwa, die nur flüchtigen Einblicke in die Gedanken der Figuren (Étienne ausgenommen) und der Einsatz von Namen und Titeln anstelle von Pronomina, wie das vorletzte Beispiel illustriert. Zuweilen erhöhen Demonstrativpronomina die Distanz, ‚ce docteur Delatour‘ (S. 49) heißt es dann, und ‚ce chirurgien‘ (S. 50). Ein Hauch von Ironie klingt dann an. Aufgrund dieser Distanz und einer bloß geringen Dosis von Merkmalen wirken die Figuren mehr einfach und flach als komplex und rund. Dies kennzeichnet zahlreiche Figuren des Autors und verleiht dem „Œuvre vallejoiien“ seinen eigentümlichen Charakter.

Der französische Erzähltheoretiker Gérard Genette unterscheidet zwischen Fokalisierung und Stimme. Erstere hat den Standpunkt des Wahrnehmenden im Blick und untersucht, wer sieht; letztere meint den Standpunkt des Sprechers und untersucht, wer spricht. Die Stimme hat im *Fleur*-Erzählstrang ein homodiegetischer, an der von ihm erzählten Geschichte als Figur beteiligter Erzähler. Im *Sang*-Erzählstrang berichtet eine hete-

rodiegetische, unbeteiligte, beinah körperlose narrative Instanz. Kurzum: Stil, Modus und Stimme sind je nach Erzählstrang verschieden. Der im 17. Jahrhundert verweilende Erzähler „kennt“ die modernen Erzählverfahren noch nicht; erst im modernen Erzählstrang kommen sie zum Einsatz. Die Form spiegelt somit den Inhalt.

#### 4. Kulturtransfer

An dieser Stelle soll ein Ansatz vorgestellt werden, der für die Übersetzungswissenschaft von Interesse ist, aber einer anderen Disziplin angehört, nämlich der Kulturwissenschaft. Die Kulturtransferforschung entstand in den 1980er Jahren um Michel Espagne und Michael Werner als eigene Ausprägung der Cultural Studies. Sie ist eine Variante des Cultural Turn, der Wende zu einem erweiterten Kulturverständnis. Unter ‚Kultur‘ versteht sie nicht bloß die Hochkultur der Eliten, sondern sie nimmt erstmals die Populärkultur und Leistungen in den Blick, die gemeinhin als nichtgeistig oder nichtschöpferisch aus dem Feld der Kultur verwiesen werden, zum Beispiel Weinhandel, Bücherimport und das Übersetzen. Der Begriff ‚Transfer‘ bezeichnet eine Übertragung von Menschen, Gütern und Wissen von einer Kultur in eine andre. Da eine feststehende Nationalkultur nicht existiert, durchbricht die Bezeichnung ‚Kultur‘ die politisch gezogenen Grenzen zwischen den Staaten; der Transferforscher spricht vorzugsweise von ‚Erst-‘ und ‚Zweitkontext‘. Die Übertragung findet nicht zwischen großen Kontexten wie Nationen statt, sondern zwischen kleinen Kontexten wie Regionen, Städten, Netzen und einzelnen Menschen. Sie spielt sich oft zwischen analogen Gruppen, zum Beispiel zwischen Verlagen ab. Die Komponenten des Transfers (Erstkontext, Vermittler, Zweitkontext) bilden den Rahmen einer Transferkette, die etwa folgendermaßen aussehen kann: Autor, Übersetzer, Verleger, Buchhändler, Bibliothek, Leser. Der Transferforscher wendet sich – und hier unterscheidet er sich vom vergleichenden Literaturwissenschaftler – von der Vorstellung eines Originals ab, das durch Fehldeutungen bedroht ist. Die ausgangsorientierte Perspektive lässt er zugunsten einer aufnahmeorientierten fallen und erforscht die Rezeption im Zweitkontext sowie die Leistung des Vermittlers, das zu Übertragende umzuformen. So bekennt sich der Transferforscher zur Transformation, zur Untreue: Das zu Übertragende müsse man, damit der Transfer gelinge, dem Zweitkontext erst schmackhaft machen. Erfolgreiche Vermittler besitzen hervorragende Kenntnisse beider Kulturen und sind oftmals zweisprachig (Keller 2010: 101-112). Als Madame de Staël im anbrechenden 19. Jahrhundert beschloss, mit ihrem Deutschlandbuch *De l'Allemagne* Frankreich in die dortzulande noch unbekannte Philosophie Kants einzuführen, wagte sie weder, Kant bei Namen zu nennen, noch dessen Terminologie anzuwenden. Auf mehr als dreißig Seiten war sie bemüht, eine diskursive Äquivalenz herzustellen, auf eine Philosophie einzustimmen, die für die französische Leserschaft ehemals zuinnerst ungewöhnlich war. Anhand ihres philosophischen Liebesromans *Corinne* transferierte Madame de Staël Kants Philosophie des Erhabenen; sie fikionalisierte den deutschen Denker, ver-

einfachte ihn, verfälschte ihn ein Stück weit, romantisierte ihn: Wo bei Kant das moralische Gesetz angeboren, „in mir“ ist, spricht die Französin gefühlsselig von „le sentiment du devoir dans nos cœurs“. Darum gibt es bis in unsere Zeit einen deutschen und einen französischen Kant, und die beiden Kants sind nicht dieselben. Der romantische Kant des Coppet-Kreises ist ein neues Drittes: „Und so entsteht ein Drittes, wozu der Geschmack der Menge sich erst heranbilden muß“ (Goethe, zit. nach Störig 1973: 36). Erst durch Madame de Staël entstand in Frankreich ein Interesse für die kantsche Philosophie und ebnete deren Übersetzung den Weg, die einige Jahrzehnte später erscheinen sollte.<sup>4</sup>

Weshalb hat *Fleur et Sang* die Rheingrenze schlussendlich nicht überschritten? Zunächst wird in der Transferkette der Platz des Verlegers eingenommen, bevor zu einem späteren Zeitpunkt der des Übersetzers belegt wird. Deutsche Verlagslektoren für französische Literatur sind Vermittler: Sie übertragen französisches Kulturgut, etwa Gedächtnisorte in Form von Büchern, in den deutschen Zweitkontext; sie beherrschen beide Sprachen und erfassen die Buchmärkte beider Nationen. Auch im Verlag geschieht eine Umformung des zu übertragenden Wissens; die Übersetzung an sich ist eine solche, doch auch das Kürzen und Erweitern zählen dazu. Im Berliner Aufbau Verlag sind bereits zwei Romane François Vallejos erschienen. Für die Publikation von *Ouest* zum Beispiel knüpfte die Lektorin für französische Literatur, Claudia Puls, an die preisgekrönte Erzählung *Monsieur Ibrahim und die Blumen des Koran* des französischen Schriftstellers Éric-Emmanuel Schmitt an, und verwandelte den lakonischen Titel kurzerhand in *Monsieur Lambert und die Ordnung der Welt*. Der langatmige Prolog wurde gestrichen, stattdessen ein Glossar angefügt, das solche Begriffe erläutert, die dem Zielpublikum mitunter nicht geläufig sind: ‚1848‘ etwa, oder ‚Louis Philippe‘. Dennoch: Diesseits des Rheins waren die Romane Vallejos nur mäßig erfolgreich. *Monsieur Lambert* spielt in der von der Revolution geschüttelten französischen Provinz. Der deutsche Durchschnittsleser jedoch, weiß Claudia Puls<sup>5</sup>, ist fürs französische Hinterland kaum mehr zu erwärmen; Paris, das pulsierende Herz der Grande Nation ist es, das ihn begeistert. Das Wagnis *Ouest* wurde dennoch unternommen. Zwar ist der Roman unserer Realität entrückt, gleichwohl lässt er sich einerseits als zeitlose Parabel auf Macht und Unterdrückung lesen, andererseits im Klappentext als „psychologisches Schattenduell“ bewerben: Da die Figur des Barons an den frauenmordenden Blaubart Charles Perraults erinnert, der auch in die Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm Einzug fand, kann der deutsche Leser bei seiner Lektüre auf das eigene kulturelle Gedächtnis zurückgreifen. Dahingegen stellt sich *Fleur et Sang* in die Tradition der Nationalliteratur, die Zugang zum

<sup>4</sup> Mündliche Mitteilung von Prof. Dr. Thomas Keller in der Vorlesung *Transferts Culturels* im Oktober 2013.

<sup>5</sup> Persönliche Mitteilung von September 2014.

Verständnis der eigenen Kultur bieten und in Form des kollektiven Gedächtnisses die nationale Identität abstützen möchte. *Fleur et Sang* knüpft ausschließlich an das französische kulturelle Gedächtnis an. Die *Fleur*-Geschichte spielt in der historischen Provinz Touraine. Die erzählte Welt ist von realen Personen der französischen Geschichte bevölkert (Ludwig XIV. und Thomas Hue de Miromesnil<sup>6</sup>), der Hintergrundraum von realen Toponymen durchsetzt (Bourbon-l'Archambault, Forges, Plombières usw.), die Handlung obendrein von Historizität geprägt. Sie spielt zum Beispiel auf des Sonnenkönigs nicht enden wollende Kriege an, die Frankreich zum mächtigsten Land Europas machen sollten: „Cette année 1695“, heißt es auf S. 191, „on a aussi voulu nous faire rendre pour un nouvel impôt destiné à financer une guerre lointaine de notre grand roi.“ Da ist kein Anknüpfungspunkt, der diese Abseitigkeit zu kompensieren, keine griffige Formel, die *Fleur et Sang* in den Zeiten der Krise zu erhöhen vermag.

Denn während der Roman in der Mitte des vergangenen Jahrhunderts die kulturelle Führung für sich beanspruchte, wurde er einstweilen von der Konkurrenz entthront: von Film und Fernsehen einerseits, die die Erwartungen an eine Gesamtschau der Welt ebenso gut befriedigen, von jener Parallelwelt andererseits, die in den 1960er Jahren entdeckt wurde: dem Internet. Unter dem Druck der Ökonomisierung veränderte sich die Literatur. Nicht mehr große Verlage und einflussreiche Zeitschriften besitzen die Macht, sondern selbst namhafte Verlage wie Aufbau sind gezwungen, dem Markt zu gehorchen und literarische Texte Rentabilitätskriterien zu unterwerfen. Romane müssen immer zahlreicher veröffentlicht werden und binnen weniger Wochen Furore machen, andernfalls sind sie rasch nicht mehr lieferbar. Lion Feuchtwangers autobiografischer Erlebnisbericht *Der Teufel in Frankreich* von 1942 etwa ist im deutschen Handel gegenwärtig nicht mehr erhältlich (die französische Version hingegen durchaus). Feuchtwanger erscheint hierzulande ebenfalls bei Aufbau, der sich die Neuauflage nicht leisten kann.<sup>7</sup> Viele Verlage sind auf Bestseller angewiesen, um auch wirtschaftlich weniger lohnende Romanciers publizieren zu können. Als unabhängiger Verlag kann auch Aufbau immer seltener literarisch sein und finanziert seine E-Literatur durch den erfolgreichen Vertrieb von U-Literatur. Mit der elektronischen Bestellmöglichkeit und der Erfindung des E-Books hat zudem die traditionelle Präsentation auf Büchertischen an Bedeutung verloren (Grimm/Hartwig 2014: 397f.). Ein weiterer Punkt ist kritisch anzumerken: *Fleur et Sang* in Deutschland zu publizieren hieße, einen „Vallejo ohne Vallejo“ zu machen. Der deutsche Lektor hat gegenüber dem französischen Autor eine Verpflichtung. Der nämlich sinkt hierzulande umso tiefer, je zahlreicher seine Bücher

<sup>6</sup> Armand Thomas Hue de Miromesnil war allerdings Minister unter Ludwig XVI.

<sup>7</sup> Persönliche Mitteilung im September 2014.

untergehen, und hat umso größere Not, in Zukunft festen Fuß zu fassen, selbst wenn er ein Bravourstück schreiben sollte. Kurzum: Die stilistische Besonderheit, die im vorausgehenden Kapitel herausgearbeitet wurde, ist nicht genügend; auch literarisch besonders muss ein Roman aus Frankreich sein.

## 5. Übersetzung

Was spricht dafür, den Roman allen Einwänden seitens des Verlegers zum Trotz dennoch zu übersetzen? Gerade diese Tatsache, die minimale literarische Innovation, vermag dem Gelingen des Kulturtransfers auch zum Vorteil zu gereichen. Während sich die Höhenkammliteratur dem Verständnis der breiten Masse entzieht, hat die Schemaliteratur als Teil der Populärkultur einen volkstümlichen Charakter. Die Profanität betrifft einerseits Stil, andererseits Handlung. Was den Stil anbelangt, so versteckt sich der allzu behutsame Künstler zwar hinter einer Maske: „Ein Künstler, der sich zu stark an den Stil seiner Epoche hält, ist nur ein Künstler zweiten Ranges, ein Genrekünstler, vielleicht gar nur eine Epigone“ (Eroms 2014: 18). Doch Grenzen überschreiten, Normen durchbrechen, Erwartungen enttäuschen – kurz: *dichten* hat auch seinen Preis. Indem Vallejo dem dichterischen Prinzip der stilistischen Abweichung eben nicht folgt, indem er seiner sprachlichen Gestaltung eine zwar persönliche, nicht aber innovative Note verleiht, bleibt er schlussendlich einem großen Publikum zugänglich. Was die Handlung anbelangt: erst mit der Romantik, als der Dichter nicht mehr die antiken Autoren nachahmte und sich stattdessen als Schöpfer beglaubigte, wurde der Roman originell. Die Voraussetzung dafür war ein verändertes Verständnis der Geschichte, die jetzt nicht mehr aus der bloßen Wiederholung von Handlungsschemata (vgl. Kapitel 3.1) bestand, aus denen man Moral und Weltgewandtheit lernen konnte, sondern die immer wieder Neues hervorbrachte. Jedes Zeitalter war anders und gebot eine neue Literatur. Von nun an wurde der Zeitgeist in immer neuer literarischer Gestalt zum Ausdruck gebracht. Sowie *Fleur et Sang* die Wiederholung von Schemata darstellt, verschreibt sie sich dem alten Verständnis von Geschichte. Außerdem entspricht die Satire des *Fleur*-Erzählstrangs als eher statisches Handlungsschema dem Weltbild derer, die in der Chronik der Zeit entweder stabile Strukturen oder aber die ewige Wiederkehr des Immergleichen vermuten (Martínez/Scheffel 2012: 174). Die Pointe ist, dass hier die Form der Aussage dem Inhalt ähnelt, denn die Wiederholung von Geschichte ist gerade die *Maxime* des Romans.

Dem Argument der Abseitigkeit ist entgegenzusetzen, dass der Roman zwar die Gattung der Metropolen ist, die großen Romane zwar in Paris (Flaubert), London (Dickens) und Sankt Petersburg (Dostojewski) spielen, dass aber selbst jene Geschichten, die in der Provinz spielen, ihr Bild von der Gesellschaft aus der Hauptstadt beziehen. Zudem beweist das Phänomen Weltliteratur, dass es jenseits der Nationalsprachen eine Universalsprache gibt, die aus den Grunderfahrungen und archetypischen Vorstellungen des Menschen be-

steht. Diese Sprache ist weniger direkt als die der Musik und Malerei, übersetzbar ist sie allemal, wie auch Berman (1984: 52) bemerkt:

[Les œuvres de la littérature universelle] portaient déjà en elles, au niveau de leur forme et de leur contenu, leur propre traduisibilité. L'œuvre d'un Kafka, au XX<sup>e</sup> siècle, a une valeur universelle, et elle a été traduite presque partout.

Je universalier der Kern des Werkes – und die Themen von *Fleur et Sang* sind es – desto leichter gelingt sein Transfer. Zu guter Letzt: Literatur gehört ins Reich der Kunst, und da Kunstwerke keinen Gebrauchswert haben, tragen sie ihren Zweck in sich selbst. Die Übersetzung von *Fleur et Sang* darf, im alltagssprachlichen Sinne des Wortes, zweckfrei sein.



## Sang 8

Le retrait du docteur Delatour devait calmer les critiques, comme le prétendait Simon Levayer. Il se portait garant du retour de la sérénité. Tout le contraire. Les plus acharnés se sentent libérés. Des papiers paraissent dans la semaine. Les journaux, alimentés par des rapports d'expertise pas encore publiés, s'étonnent qu'un tel tyran d'hôpital, un rapace, ait pu exercer, avec autant de casseroles et si longtemps, sans que cela provoque la moindre réaction de sa hiérarchie, ou bien tardivement.

Ces publications ont un effet contagieux : d'anciens malades, encouragés par leurs lectures, annoncent leur intention de déposer plainte contre ce voleur dont ils s'estiment victimes ; ils se découvrent des séquelles d'une opération que tous qualifient désormais d'extravagante, au même titre que les tarifs pratiqués. D'autres lancent des appels pour se regrouper avant d'attaquer collectivement, pour être plus forts, leur ancien docteur en justice. Un avocat se propose de défendre les intérêts des familles de malades décédés, laisse entendre que même les plus exposés auraient pu être sauvés dans un autre service ou connaître une fin plus paisible, sans avoir à subir le poids d'une intervention inconsidérée, coûteuse et inutile.

Irène a proposé à Étienne un rendez-vous avec l'avocat de sa famille, Maître Vautor, il ne s'y est pas présenté, n'en voit pas l'utilité. Il faut qu'elle le croie bien coupable pour lui proposer un défenseur. Elle le trouve naïf de penser qu'aucun juge ne prendra au sérieux des accusations sans rapport avec sa vie et ses pratiques. Ils ont du mal à se parler. Il lui reproche de trop écouter les dénonciateurs, elle ne comprend pas qu'il se bouche les yeux.

Comment ça, se boucher les yeux ? Il garde en mémoire ses anciens patients, se rappelle avoir partagé avec eux, quelques-uns, de véritables émotions, c'est la seule vérité. Le jugeaient-ils aussi détestable qu'on le lit désormais partout ?

Il se fait transmettre par Jeanne Yvart les dossiers de chacun. Quelques situations critiques remontent à la surface, des corps reprennent vie un instant dans son cerveau. Il est rassuré, il pourra justifier, grâce aux antécédents répertoriés, l'accident de chacun, prévisible ou imprévu.

## Blut 8

Doktor Delatours Rücktritt sollte die Kritiker beruhigen, wie Simon Levayer behauptete. Er verbürgte sich dafür, dass wieder Ruhe einkehrte. Das Gegenteil tritt ein. Die größten Eiferer fühlen sich befreit. In den kommenden Tagen erscheinen Artikel. Mit unveröffentlichten Expertenberichten versorgte Zeitungen staunen darüber, dass so ein Krankenhaustyrann, ein richtiger Geier, mit so vielen Fehlritten so lange praktizieren konnte, ohne die mindeste, oder aber eine späte Reaktion seitens des Kollegiums hervorzurufen.

Die Publikationen wirken ansteckend: Ehemalige Patienten, die durch die Lektüre ermutigt werden, erklären ihre Absicht, Klage zu erheben gegen diesen Betrüger, für dessen Opfer sie sich halten; sie entdecken Nachwirkungen von Operationen an sich, die, wie die erhobenen Gebühren, jeder von jetzt an abenteuerlich nennt. Andere rufen zum Zusammenschluss auf, um ihren ehemaligen Arzt gemeinsam, mit vereinten Kräften, gerichtlich zu belangen. Ein Anwalt erklärt sich bereit, die Interessen der Angehörigen verstorbener Patienten zu vertreten, deutet an, dass selbst die Kränksten auf einer anderen Station gerettet werden oder ein friedlicheres Ende hätten finden können, ohne die Strapazen eines unüberlegten, teuren und unnötigen Eingriffs auf sich nehmen zu müssen.

Irène hat Étienne ein Treffen mit dem Anwalt ihrer Familie, Maître Vautor, vorgeschlagen; er ist nicht bei ihm erschienen, verspricht sich nichts davon. Sie muss ihn ja für ganz schön schuldig halten, wenn sie ihm einen Verteidiger anbietet. Sie hält ihn für naiv zu glauben, kein Richter werde Anklagen ernst nehmen, die mit seinem Leben und seinen Methoden nichts zu tun haben. Sie können kaum miteinander reden. Er wirft ihr vor, den Verleumdern zu gut zuzuhören, sie versteht nicht, warum er die Augen verschließt.

Was soll das heißen, die Augen verschließt? Er merkt sich seine ehemaligen Patienten, erinnert sich daran, mit ihnen, ein paar von ihnen, echte Gefühle geteilt zu haben, das ist die einzige Wahrheit. Ob sie ihn für so scheußlich hielten, wie man es mittlerweile überall liest?

Von Jeanne Yvart lässt er sich sämtliche Patientenakten bringen. Ein paar kritische Situationen tauchen wieder auf, tote Körper erwachen in seiner Vorstellung kurz wieder zum Leben. Er entspannt sich, den dokumentierten Vorgeschichten sei Dank wird er das Unglück von jedem Einzelnen begründen können, mag es vorhersehbar oder unvorhergesehen gewesen sein.

Le plus étonnant, quand des visages, après des minutes d'efforts, resurgissent devant lui, c'est qu'ils lui apparaissent tous souriants. Même les plaignants qui l'accusent, nommément cette fois, de les avoir escroqués, il les revoit d'un seul coup dans son cabinet, minaudant, à l'aise, affichant leur statut social, justifiant leur préférence pour l'exercice libéral de la médecine. Les plus vindicatifs aujourd'hui, comme s'ils avaient investi sur le docteur Delatour et qu'ils trouvaient l'occasion de récupérer leur mise. Alors, à certaines heures, le doute le prend. La radiation, l'interdiction d'exercer, la sanction financière, la prison peut-être ne sont pas impossibles, comme le lui répète I.S.A. Il se rassure, en constatant que les menaces judiciaires restent imprécises. Aucune mise en examen ne lui a été signifiée, ça pourrait durer toujours.

Les menaces professionnelles sont plus pressantes : un Conseil national l'a convoqué pour débattre, éclaircir ses pratiques, seul contre tous. Des confrères, des administrateurs, des experts l'attendent à quatorze heures pour recueillir son point de vue.

Ils ont bien préparé leurs dossiers, lui dit I.S.A., tu dois faire comme eux et leur répondre avec précision, un conseil de l'avocat, Maître Vautor, qu'il refuse de consulter.

Delatour voit sa défense autrement, grandiose, improvisée, avec le cœur. Rien à préparer, la meilleure préparation. Elle entend des bruits de café autour de lui, pendant qu'ils se téléphonent, il boit encore ? Avant de se présenter devant ses pairs ?

Il nie, pourtant c'est vrai, il a déjà ingurgité pas mal de verres, mais il espère avoir trouvé le bon dosage. L'agitation de ses mains ne l'inquiète pas, il la maîtrisera le moment venu, comme le jour de sa dernière opération, une réussite.

L'esprit trop clair, il aurait fait preuve de mesure, comme on l'attend de lui, pour mieux le soumettre. Le bourgogne, il le sent circuler dans ses veines, palpiter dans son cœur, desserrer les contraintes de la soumission à l'autorité.

Il s'est arrêté à temps, l'esprit délié, ça va, aucune posture d'accusé quand il s'installe seul devant l'alignement des experts. Leur président annonce vouloir un dialogue constructif, ajoute qu'une construction doit reposer sur des fondations solides.

Das Erstaunlichste ist, dass ihm alle Gesichter lächelnd erscheinen, wenn sie nach ein paar Minuten der Konzentration wieder vor ihm aufsteigen. Selbst die Kläger, die ihn dieses Mal namentlich beschuldigen, sie betrogen zu haben – auf einmal sieht er sie wieder in seinem Sprechzimmer, sieht, wie sie ein Getue machen, wie entspannt sie sind, ihren sozialen Status zur Schau stellen und erklären, warum sie für die freie ärztliche Berufsausübung sind. Das sind heute die Rachgierigsten, als hätten sie auf Doktor Delatour gesetzt und würden die Gelegenheit nutzen, um ihren Einsatz zurückzugewinnen. Dann packt ihn zuweilen der Zweifel. Ausschluss aus der Ärztekammer, Berufsverbot, eine Geld-, vielleicht eine Haftstrafe – alles nicht ausgeschlossen, wie ihm I.S.A. immer wieder sagt. Er stellt fest, dass die Bedrohung durch das Gericht immer noch dumpf ist, beruhigt sich. Eine Eröffnung des Ermittlungsverfahrens ist ihm noch gar nicht zugestellt worden, könnte sein, dass das ewig so bleibt.

Akuter ist die Bedrohung durch den Berufsstand: Ein Nationalrat hat ihn vorgeladen, damit er seine Methoden erörtert und erläutert, er allein gegen die Welt. Kollegen, Verwaltungsräte und Sachverständige erwarten ihn um vierzehn Uhr, dann wollen sie seinen Standpunkt hören.

Sie haben ihre Akten gut vorbereitet, sagt I.S.A., du musst es genauso machen und präzise antworten, ein Rat des Anwalts, Maître Vautor, den er zu konsultieren sich weigert.

Delatour stellt sich seine Verteidigung anders vor, großartig, improvisiert, leidenschaftlich. Nichts vorbereiten, die beste Vorbereitung. Sie hört von allen Seiten Bargeräusche, während sie telefonieren, ob er schon wieder trinkt? Ehe er vor seinesgleichen auftritt?

Er streitet ab, es stimmt aber, er hat schon eine ganze Menge hinuntergeschüttet, hofft aber, die richtige Dosierung gefunden zu haben. Um die unruhigen Hände macht er sich keine Sorgen; wie am Tag der letzten Operation, ein Erfolg, wird er sie zu gegebener Zeit unter Kontrolle haben.

Wäre er bei allzu klarem Verstand gewesen, dann hätte er Maß gehalten, wie es von ihm verlangt wurde, dann würden sie ihn leichter gefügig machen. Er spürt den Burgunder in seinen Venen zirkulieren, in seinem Herzen schlagen, die Fesseln der Ergebenheit lösen.

Er hat beizeiten Schluss gemacht, der Verstand ist scharf, so ist gut, sieht nicht aus wie ein Angeklagter, wie er sich da allein vor die Bank der Sachverständigen setzt. Ihr Präsident kündigt an, dass er einen konstruktiven Dialog wünscht, setzt hinzu, dass eine Konstruktion auf festem Fundament ruhen muss.

Pour commencer, sommes-nous d'accord sur les chiffres de mortalité à l'origine des ennuis du chef de service ?

On attend du docteur Delatour des concessions ? Jouer l'homme de bonne volonté ? Il ose la provocation : jusqu'ici, il n'a pas contesté les chiffres, seulement leur interprétation. Aujourd'hui, il est prêt à affirmer que ces chiffres eux-mêmes sont faux, du moins devraient être attribués à tous les praticiens qui ont traité avant lui une grande partie des malades décédés. Cela permettrait de chiffrer l'humanité de chacun. Beaucoup de ces personnes gravement atteintes ont été suivies par des confrères, peut-être présents ici même, et lâchées au moment où elles espéraient ou plutôt désespéraient le plus, c'est-à-dire au moment où le spécialiste ne voyait plus de raison d'espérer. Il prétextait un service trop encombré, un manque de moyens, une impossibilité quelconque.

Les patients commençaient une errance qui les menait jusqu'au docteur Delatour, le dernier qui ne sélectionnait pas ceux qui pourraient améliorer ou faire tomber ses statistiques. Le vrai chiffre qui n'apparaît nulle part, c'est celui des cas désespérés qui ont survécu. Condamnés par les autres, vivants grâce à lui, chiffre modeste sûrement, le seul valable pourtant. Les autres cas, les cas mortels, pourraient être aussi bien attribués aux services d'origine qui les ont évacués dans la discrétion, dont plusieurs représentants sont assis confortablement devant lui à cet instant précis. Faut-il les nommer ou auront-ils le courage de se dénoncer tout seuls ?

Les experts flottent un instant, se reprennent, n'inversons pas les rôles. Le président coupe court. On ne parle pas seulement des cas désespérés. Même les mieux portants, pas rejetés des autres services, c'est écrit partout, sont morts plus nombreux dans le service du docteur Delatour.

Il l'admet sur une courte période, à cause d'un nouvel matériel d'anesthésie, mal maîtrisé par un jeune confrère.

En somme, c'est la faute d'un autre, du matériel et du manque de chance ? Delatour ne montre ni courage ni sens des responsabilités.

Étienne revendique alors la part d'aléatoire de toute pratique médicale, toujours réductible, jamais nulle.

Allez dire ça aux malades...

Il ne s'est jamais gêné pour le dire, avant une intervention.

Beginnen wir damit: Sind wir uns über die Sterbeziffer einig, die schuld an dem Kummer des Stationsarztes ist?

Erwarten sie Zugeständnisse von Doktor Delatour? Dass er einen guten Willen vorkauelt? Er getraut sich eine Provokation: Er hat die Zahlen bis heute nicht geleugnet, nur deren Interpretation. Heute ist er bereit zu versichern, dass diese Zahlen an sich falsch sind, zumindest allen praktizierenden Ärzten angelastet werden müssten, die einen großen Teil der verstorbenen Patienten vor ihm behandelt haben. So könnte man von jedem die Menschlichkeit beziffern. Viele dieser ernstlich erkrankten Menschen sind von – vielleicht hier und heute anwesenden – Kollegen betreut und genau dann im Stich gelassen worden, als ihre Hoffnung am größten, oder vielmehr verloren war, also genau dann, als der Spezialist keinen Anlass zur Hoffnung mehr sah. Er gab vor, die Station sei überfüllt, es gebe nicht genügend Mittel, es sei aus irgendeinem Grund unmöglich.

Die Patienten schlugen einen Irrweg ein, der sie am Ende zu Doktor Delatour führte, dem letzten, der sich nicht die aussuchte, die seine Sterbeziffer verbessern oder sinken lassen hätten. Die wahre, nirgendwo auftauchende Zahl ist die der hoffnungslosen Fälle, die überlebt haben. Begraben von den anderen und am Leben dank ihm, bestimmt eine bescheidene Zahl, trotzdem die einzig brauchbare. Die anderen Fälle, die Todesfälle, könnten genauso gut den ursprünglichen Stationen zugeschrieben werden, die sie stillschweigend verlegt haben, deren Repräsentanten in genau diesem Augenblick zum Teil gemütlich vor ihm sitzen. Muss er sie beim Namen nennen oder sind sie Manns genug, sich selbst anzuzeigen?

Die Sachverständigen schwimmen kurz, fassen sich wieder, vertauschen wir mal nicht die Rollen. Der Vorsteher bereitet der Sache schnell ein Ende. Wir sprechen nicht nur von den hoffnungslosen Fällen. Sogar die Gesundesten, die nicht von den anderen Stationen Abgewiesenen, sind in Doktor Delatours Station häufiger gestorben, so steht es überall geschrieben.

Für einen kurzen Zeitraum lässt er das gelten: wegen eines neuen Anästhesiegeräts, mit dem ein junger Kollege nicht umgehen konnte.

Am Ende sind also ein anderer, ein Gerät und Pech schuld? Delatour beweist weder Mut noch Verantwortungsgefühl.

Da erhebt Étienne Anspruch auf den Zufall, der bei jeder medizinischen Behandlung mitspielt, der immer eingrenzbar, niemals gleich null ist.

Sagen Sie das mal den Patienten ...

Er hat nie Hemmungen gehabt, das vor einem Eingriff zu sagen.

Il commence à bien se sentir face aux acharnés alignés devant lui, feuilletant sans fin leurs dossiers. Ses mains, sur sa table vide, se tiennent fermement, puis se mettent en mouvement, de plus en plus haut, tournoient, plongent, s'élargissent, embrassent l'air, trois, quatre, six heures durant. La durée ne l'effraie pas, il a l'habitude d'opérer plus longtemps que les autres, autre reproche de ses confrères. Signe de quelle impuissance, cette longueur excessive des interventions ? Allongement des risques, chocs septiques postopératoires, augmentation des frais, multiplication des actes inutiles, on l'a lu aussi dans tous les dossiers. Il s'attend à des dénégations, il revendique encore.

Ils ont du mal à le suivre : un homme mis en cause semble s'amuser devant eux et ne pas prendre au sérieux leurs critiques. La longueur des opérations ? Le plaisir d'exercer... le goût du travail bien fait, le petit artisanat de la chirurgie...

Le petit artisanat de la chirurgie... il se moque d'eux ?... Il en rajoute... un artisanat de luxe... Pas donné... Avant qu'ils ne remettent la question de l'argent sur la table, il les devance et les implique. Tous les chirurgiens présents dans cette assemblée ont pratiqué, pratiquent et pratiqueront les dépassements d'honoraires. Il faut bien faire plaisir aux malades, à ceux qui veulent dépenser plus pour figurer parmi les malades favoris des meilleurs chirurgiens. Si vous avez la prétention d'être parmi les meilleurs, vous dépassez, qui dira le contraire ? Produit de luxe, sinon petit bricoleur. Qui remettrait sa vie entre les mains d'un petit bricoleur pas cher ?

Les confrères ne veulent pas d'un nouveau silence qui signifierait leur gêne, ils protestent tous ensemble. À les entendre, ils dépassent tous, mais aucun autant que lui.

Question de talent, c'est tout, leur lance Delatour, pour les faire hurler, avant de les faire taire : parlons de votre train de vie et du mien. Que disent leurs dossiers de son train de vie ? Il gagne autant qu'eux, plus, à ce qu'ils lisent, mais quel chirurgien ici vit plus modestement que lui ? Ni voiture ni appartement de luxe, ni maison au soleil avec piscine. Il ne s'offre ni voyage ni femme hors de prix, pas d'investissements sur le marché de l'art ou dans des sociétés offshore.

Er fühlt sich allmählich wohl vor dieser Reihe verbissener Menschen, die endlos in ihren Akten blättern. Seine Hände liegen fest auf dem leeren Tisch, regen sich dann, immer höher hinauf, wirbeln herum, stürzen herab, breiten sich aus, umarmen die Luft, drei, vier, sechs Stunden lang. Die Dauer schreckt ihn nicht, er ist es gewohnt, länger als die anderen zu operieren, ein weiterer Vorwurf seiner Kollegen. Ein Zeichen welcher Inkompetenz, diese übertrieben langen Eingriffe? Vermehrung der Risiken, postoperative septische Schocks, Kostenanstieg, Zunahme unnötiger Leistungen, das hat man auch in allen Patientenakten nachlesen können. Sie rechnen mit Zurückweisungen, er äußert sich immer noch zustimmend.

Sie können ihm nur schwer folgen: Ein Angeklagter scheint sich über sie lustig zu machen und ihre Anschuldigungen nicht ernst zu nehmen. Seine Operationen, zu lang? Er hat eben seinen Spaß am Arztberuf ... seine Freude an gutgetaner Arbeit, am kleinen Handwerk der Chirurgie ...

Am kleinen Handwerk der Chirurgie ... Will er sie zum Narren halten? ... Er setzt noch eins drauf ... ein Luxushandwerk ... nicht geschenkt ... Er kommt ihnen zuvor und bezieht sie mit ein, ehe sie wieder die Geldfrage auf den Tisch bringen. Alle bei dieser Versammlung anwesenden Chirurgen verlangen erhöhte Honorare, haben sie verlangt und werden sie verlangen. Man muss doch den Patienten eine Freude machen, die für einen Platz unter den bevorzugten Patienten der besten Chirurgen mehr ausgeben wollen. Wenn Sie den Ehrgeiz haben, zu den Besten zu zählen, dann verlangen Sie mehr, wer wird etwas anderes behaupten? Luxusartikel oder kleiner Heimwerker. Wer legt denn schon sein Leben in die Hände eines kleinen, billigen Heimwerkers?

Von einem erneuten Schweigen, das ihre Verlegenheit verraten würde, wollen die Kollegen nichts wissen, alle miteinander protestieren sie. Wenn man sie so reden hört, verlangen sie zwar alle zu viel, aber keiner so viel wie er.

Eine Frage des Talents, das ist alles, schleudert Delatour ihnen entgegen, bringt sie damit erst zum Toben, dann zum Schweigen: Sprechen wir doch von Ihrem Lebensstil und von meinem. Was verraten ihre Akten über seinen Lebensstil? Nach dem, was sie lesen, verdient er genauso viel oder mehr als sie, aber welcher Chirurg lebt hier bescheidener als er? Er hat weder Auto noch Luxusappartement noch ein sonniges Haus mit Pool. Gönnt sich weder sündhaft teure Urlaubsreise noch sündhaft teure Frau, hat keine Investitionen auf dem Kunstmarkt oder in Offshore-Unternehmen.

En examinant ses comptes, on découvrirait que le seul argent qu'il a placé, parce qu'il ne savait plus quoi en faire, il l'a mis sur la dette souveraine de pays qu'il aimait, la Grèce, l'Italie... Des pays en insuffisance cardiaque, qui risquent de mourir à tout moment d'un arrêt de la pompe à finances. Tout perdu.

Rattraper ces pertes expliquerait les abus ultérieurs, note un directeur administratif.

Faux, Delatour se fout de l'argent. Son seul vice ne coûte pas cher : pour quelques dizaines d'euros, il s'achète, de temps en temps, chez des brocanteurs, des instruments de chirurgiens ou d'apothicaires du Grand Siècle, par amitié pour ses prédécesseurs, des pinces, des seringues à clystères, des pilons, des tenettes, des curettes, des lancettes, même pas présentés dans des vitrines, faute de temps et de place. Il ne profite de rien de ce que pourrait lui procurer ce qu'ils appellent ses dépassements. Il se contente d'un compte en banque rempli de zéros, tout en sachant qu'il est idiot d'être riche pour rien. Le reste du temps, il est riche surtout des tonnes de souffrance qu'il soulage. Il ajoute : Et vous ?

Qu'espère-t-il de ces nouvelles provocations ? Quel personnage joue-t-il devant ses confrères ? Christ de la médecine ? Le plus pur, le plus honnête ? Pas à nous. Plus les heures passent, plus il semble décidé à défier la communauté.

On le sent déstabilisé, pourtant, à la septième heure, quand un chef d'établissement sort une série de témoignages déclarés d'avance importants : d'anciens membres du personnel, attachés à son service, des confrères, non nommés pour le moment, afin de les protéger, se sont confiés officieusement. Ils dressent un portrait psychologique du docteur Delatour des plus inquiétants : un homme, à l'époque où mutualiser les moyens est devenu la règle, qui passait son temps à s'approprier ceux des autres, à organiser son service comme une cellule autarcique, opaque, rendant ses comptes et ses chiffres avec le plus grand retard, on comprend pourquoi, n'écouter les conseils de personne, au moment de décider une intervention, parce qu'il décidait toujours d'intervenir, demandant l'allégeance de chaque membre choisi, éliminant sans ménagements les moins coopératifs.

Wenn man seine Konten überprüfte, würde man feststellen, dass er das einzige Geld, das er angelegt hat, weil er nicht mehr wusste, was er damit anfangen sollte, auf die Staatsschulden geliebter Länder gesetzt hat, Griechenland, Italien ... Länder mit Herzinsuffizienz, die jederzeit an einem Stillstand der Geldpumpe sterben könnten. Alles verloren.

Diese Verluste wettmachen zu wollen würde den späteren Amtsmissbrauch erklären, bemerkt ein Verwaltungsdirektor.

Falsch, Delatour pfeift aufs Geld. Sein einziges Laster kostet nicht viel: Für ein paar Euros kauft er sich zuweilen bei Trödlern chirurgische und pharmazeutische Instrumente aus dem Zeitalter des Sonnenkönigs, aus Verbundenheit mit seinen Vorgängern, Pinzetten, Klistierspritzen, Pistille, Steinschnittzangen, Küretten, Lanzetten, die er aus Zeit- und Platzmangel nicht einmal in Vitrinen ausstellt. Nichts von dem, was sie seine erhöhten Honorare nennen und ihm etwas einbringen könnte, macht er sich zunutze. Er begnügt sich mit einem Bankkonto voller Nullen, obwohl er weiß, dass es idiotisch ist, reich für nichts zu sein. Sonst ist er vor allem reich an unendlich viel Leid, das er lindert. Er setzt hinzu: Und Sie?

Was erhofft er sich von diesen neuen Provokationen? Welche Rolle spielt er da vor seinen Kollegen? Den Jesus Christus der Medizin? Den Untadeligsten, Anständigsten? Nicht mit uns. Je mehr Zeit verstreicht, desto entschiedener scheint er die Versammelten herausfordern zu wollen.

Allerdings sieht er verunsichert aus, als ein Klinikleiter nach sieben Stunden eine Reihe von Zeugenaussagen hervorholt, die er prompt für wichtig erklärt: Ehemalige Belegschaftsmitglieder, die mit seiner Station zu tun haben, derzeit zu ihrem Schutz noch ungenannte Kollegen, haben sich offiziös mitgeteilt. Sie zeichnen ein ganz besonders beunruhigendes psychologisches Profil von Doktor Delatour: Ein Mann, der zu einer Zeit, als das gemeinsame Nutzen von Mitteln die Regel geworden ist, seine Tage damit verbrachte, sich die Mittel anderer anzueignen; seine Station wie eine selbstbestimmte, undurchdringliche Zelle zu organisieren; seine Bilanzen und Zahlen mit größtmöglicher Verzögerung preiszugeben – wir wissen ja, warum; auf niemandes Ratschlag zu hören, wenn er über einen Eingriff entschied, weil er sich immer für den Eingriff entschied, dabei von jedem erwählten Beteiligten die Treuepflicht verlangte und die weniger Kooperativen schonungslos ausschied.

Ce portrait semble à Delatour une invention pure. L'autarcie du service ? Simple autonomie d'un moment, obligatoire, quand l'ancien directeur Saint-Aubin était devenu inapte... Et sa tyrannie personnelle ? Il ne se reconnaît pas en tyran. Deux conflits sérieux en quinze ans, il veut bien l'admettre, deux, il trouve que ce n'est rien, deux. Qui peut se vanter d'en avoir moins connu ? Il demande les noms des témoins, sûr qu'il s'agit de ces deux-là seulement. Refusé, pas de délation.

Quelques confrères, c'est la première fois, prennent sa défense : on ne peut pas prendre en compte des témoignages, s'ils restent anonymes.

Le président compulse ses notes. Sans donner de noms, il a néanmoins sous le coude des phrases attribuées au docteur Delatour dans l'exercice de ses fonctions. Les nierait-il sous la foi du serment ? Aura-t-il au moins l'honnêteté d'en reconnaître la paternité ?

Pour commencer, cette phrase qu'on la souvent entendu dire aux malades, qui en a choqué plus d'un, même si on ne les nommera pas ici, par déférence : Ta guérison, ma déraison... Ce tutoiement malvenu, ce soupçon d'une guérison attribuée au hasard ou à la folie reconnue d'un homme...

Étienne devrait dire ici l'affection évidente, dans sa bouche, de ces mots qui se veulent un réconfort pour les malades, la fragilité du métier, le miracle renouvelé de chaque guérison, un signe inattendu de sa modestie. Mes ces types l'exaspèrent, il n'essaiera pas de passer pour un gentil, puisqu'ils ne le voient qu'en brutal terrorisant son service et ses patients. Ils en veulent davantage ? Tenez.

Il agite les deux mains en même temps : ouvrir le thorax d'un homme, même avec les plus grandes précautions de l'art, c'est prendre des risques insensés. L'audace fait partie de sa conception du métier. La science, oui, les protocoles en usage, oui, mais certaines fois, dans les extrémités, il faut tenter un truc qui, une fois, sauvera le malade, une autre fois le perdra.

Toute l'assemblée à dos, la rumeur traverse le rang, son apologie de la loterie chirurgicale semble indigne d'un confrère de ce niveau. Puisqu'il tient tête à tout le monde, sortons-lui encore une affaire : ces intrusions d'un étranger dans le service de cardiologie, le sien, comme par hasard, à une époque...

Dieses Profil scheint Delatour eine reine Erfindung. Seine Station, selbstbestimmt? Nur eine vorübergehende, unvermeidliche Selbständigkeit, als der ehemalige Direktor Saint-Aubin dienstunfähig geworden war ... Und seine persönliche Tyrannei? Er sieht sich nicht als Tyrann. Zwei ernste Streitigkeiten in fünfzehn Jahren, das will er wohl zugeben, zwei, er findet, das ist nichts, zwei. Wer kann schon von sich behaupten, weniger gehabt zu haben? Er verlangt die Namen der Zeugen, das sind bestimmt nur die zwei. Abgelehnt, hier wird nicht denunziert.

Ein paar Kollegen, es ist das erste Mal, treten für ihn ein: Zeugenaussagen können nicht berücksichtigt werden, wenn sie anonym bleiben.

Der Präsident geht seine Notizen durch. Ohne Namen zu nennen hat er trotzdem Sätze griffbereit, die Doktor Delatour während seiner Amtszeit zugeschrieben worden sind. Ob er sie unter Eid zurückweisen würde? Ob er zumindest so ehrlich ist, sich zu ihrer Urhebererschaft zu bekennen?

Beginnen wir mit dem Satz, den man ihn häufig zu den Patienten hat sagen hören, der so einige schockiert hat, die wir aus Rücksicht hier nicht nennen: Deine Genesung, mein Leichtsinns ... Dieses unangebrachte Duzen, diese Vorstellung von einer Genesung, die sich dem Zufall oder dem allseits bekannten Irrsinn eines Mannes verdankt ...

Étienne müsste an dieser Stelle die sichtliche Zuneigung erwähnen, die diese Worte aus seinem Mund bewirken, die den Patienten ein Trost sein wollen; ein delikates Handwerk, eine immer wieder wundersame Genesung, was unverhofft auf seine Bescheidenheit hinweist. Aber diese Typen machen ihn wahnsinnig, er wird nicht versuchen, für einen netten Kerl durchzugehen, da sie ihn ohnehin für ein Scheusal halten, das Station und Patienten terrorisiert. Mehr davon gefällig? Bitte schön.

Er schwenkt beide Arme zugleich: Den Thorax eines Menschen selbst nach allen Regeln der Kunst zu öffnen, heißt, absurde Risiken einzugehen. Kühnheit gehört zu seiner Berufsauffassung. Wissenschaft, ja, die üblichen Protokolle, ja, aber manchmal, in Extremsituationen, muss etwas ausprobiert werden, das den Patienten einmal rettet, ein anderes Mal erledigt.

Die ganze Versammlung ist gegen ihn, ein Raunen geht durch die Bank, die Apologie des chirurgischen Glücksspiels scheint eines Kollegen seines Ranges unwürdig. Da er nun einmal allen die Stirn bietet, tischen wir ihm doch noch eine Sache auf: Dieser Fremde, der in die Kardiologie eingedrungen ist, wie durch Zufall in seine Kardiologie, zu einer Zeit ...

de quoi paniquer les patients, si n'importe qui peut se permettre de mettre la main à une opération. Et le chef de service a empêché une véritable enquête, au risque de laisser courir un individu dangereux.

Qu'on se rassure, dit Delatour, aucun danger, c'était une histoire d'amour... une femme amoureuse de ses mains, jalouse de ses mains... la folie de l'amour... Vous ne pouvez pas comprendre.

Au contraire, ils comprennent très bien. Ils voient même à quelle personne il fait allusion, scandale supplémentaire. Et il n'a rien dit. Une folie, si elle est vraie, qui mettait en péril la vie d'autrui et il a laissé faire, il a couvert... Il revendique un comportement irresponsable, ça dépasse l'entendement.

Il se lâche : s'ils ne sont pas capables de comprendre l'amour, qu'ils se disent qu'il avait bu ce jour-là.

Ce doit être la fatigue, pourquoi un type réputé pour son énergie se saborde-t-il devant tout le monde ? Des rumeurs, pas encore évoquées, ont suggéré de sa part un taux d'alcoolisation incompatible avec l'exercice de sa profession, on dit même qu'il prodigue des conseils de boissons alcooliques aux convalescents, ces tares aussi, il les revendique ?

Il veut bien tout ce qu'ils veulent. Après huit heures de discussion, ce qu'il pense de lui va au-delà de ce qu'ils croient. Sa seule honte est de partager les mêmes titres qu'eux.

Il se rend compte que le bourgogne a reflué en lui et le rend agressif et confus. Il n'est plus très sûr de ce qu'il a proféré des heures durant, sûrement pas aussi brutal, au début, qu'il aurait aimé. Ça reste à voir.

Il rentre à pied jusque dans le 14<sup>e</sup> arrondissement, retrouve son appartement sans standing particulier, se couche devant une chaîne d'informations réputées exactes, parce qu'elles se répètent à l'infini. Il commence seulement à douter de lui. On lui avait resservi les mêmes mensonges, ceux des rapports et des journaux, à l'infini, huit heures d'affilée. Ça tourne autour de lui, de plus en plus vite, scintillant, mais de moins en moins glorieux. Est-ce qu'il n'aurait pas confirmé, l'une après l'autre, toutes leurs inventions ?

da geraten die Patienten doch in Panik, wenn jeder x-Beliebige sich anmaßen kann, mit Hand anzulegen bei einer Operation. Und eine richtige Ermittlung hat der Stationsarzt verhindert, auf die Gefahr hin, jemanden Gefährliches laufen zu lassen.

So mögen Sie sich doch beruhigen, sagt Delatour, das war völlig ungefährlich, war eine Liebesgeschichte ... eine Frau, die in seine Hände verliebt, neidisch auf seine Hände war ... ein Liebeswahn ... Das können Sie nicht verstehen.

Im Gegenteil, sie verstehen sehr gut. Sie können sich sogar vorstellen, auf wen er anspielt, ein Skandal mehr. Und er hat nichts gesagt. Ein Wahn, wenn es stimmt, der das Leben anderer gefährdet, und er hat es geschehen lassen, hat es verdeckt ... Er bekennt sich zu verantwortungslosem Verhalten, das übersteigt ihre Fassungskraft.

Er vergisst sich: Wenn sie nicht imstande sind, die Liebe zu verstehen, sollen sie sich doch denken, dass er an dem Tag getrunken hat.

Das muss die Erschöpfung sein; warum scheidet ein Typ, der bekannt für seinen Eifer ist, vor aller Welt freiwillig aus? Noch nicht angesprochene Gerüchte deuten einen Alkoholspiegel an, der mit seiner Berufsausübung nicht vereinbar ist, besagen sogar, er würde die Genesenden mit Empfehlungen für alkoholische Getränke versorgen, ob er sich auch zu diesen Unsitten bekennt?

Er will alles glauben, was sie glauben. Nach acht Stunden Debatte geht das, was er von sich hält, über das hinaus, was sie glauben. Die einzige Schmach für ihn ist, dass er mit ihnen den Titel teilt.

Er stellt fest, dass der Burgunder in ihm zurückgegangen ist, ihn aggressiv und wirr macht. Er ist sich dessen nicht mehr sicher, was er stundenlang von sich gegeben hat, bestimmt war er am Anfang nicht so schonungslos, wie ihm lieb gewesen wäre. Bleibt abzuwarten.

Er kehrt zu Fuß ins vierzehnte Arrondissement zurück, in sein nicht besonders luxuriöses Appartement, legt sich zu einem Sender hin, der Nachrichten ausstrahlt, die für ihre Pünktlichkeit bekannt sind, weil sie sich endlos wiederholen. Doch langsam zweifelt er an sich. Man hat ihm dieselben Lügen aus den Sachberichten und Zeitungen noch einmal aufgetischt, endlos, acht Stunden ohne Unterbrechung. Es dreht sich um ihn, dreht sich immer schneller, es glitzert, verliert aber immer mehr an Glanz. Ob er wohl alle ihre Erfindungen eine nach der anderen bestätigt hat?

## Fleur 8

La paroisse de Neville-au-Désert a été suspendue trois, quatre, puis cinq semaines au retour de M. de Montchevreüil. Il ne retournait pas, contrairement aux assurances données par la fille, certaine que son père se présenterait pour le mariage qu'elle annonçait contracter vers la même époque.

Or, pas plus de fiancé que de père, après plus d'un mois d'attente. Le doute s'est installé dans le pays. Maître Delatour avait laissé la demoiselle répandre ce qu'il nommait devant nous ses fantaisies, tant qu'elles pouvaient garder un mince crédit. Il en pâtissait tout en montrant la plus grande confiance. Il n'y avait pas d'apparence (a-t-il commencé à glisser à tous nos visiteurs) qu'un noble fiancé se présente. Il aurait déjà fait son entrée avec l'apparat de son rang. On n'imaginait pas qu'à défaut d'un noble homme une telle femme épouserait un garçon de condition inférieure, ni laboureur, ni marchand, ni maître quelconque.

La vérité se révélait, sans qu'on ait besoin de l'aider. L'invention des noces n'avait d'autre but que d'effrayer les habitants, de les dresser contre l'homme qu'elle jugeait trop influent et pas assez respectueux de sa personne, en peignant devant notre imagination l'image d'un nouvel homme qui contrebalançait Maître Delatour et obligerait son père à reprendre pied dans Neville-au-Désert, pour permettre et célébrer les noces de sa fille.

M. de Montchevreüil (a redit mon père) sait ce qu'il en est de ce mariage d'imagination. S'il trouve sa santé dans quelque ville d'eaux réputée, en Westphalie ou ailleurs, il ne répondra pas aux prières de sa fille.

Quand chacun a acquis la conviction que Mademoiselle de Montchevreüil en avait menti, on est revenu vers Maître Delatour pour l'écouter de plus près et savoir à quoi s'en tenir avec la dame du château.

Nos derniers entretiens avec elle ne laissaient pas de nous inquiéter, car, si nous lui avons arraché une fois l'aveu de ses inventions, elle est aussitôt revenue dessus et a semblé croire chaque jour davantage à ses mensonges, les assenant avec la dernière fermeté, à mesure que leur invraisemblance éclatait.

## Blüte 8

Die Gemeinde Neville-au-Désert hat drei, vier, sodann fünf Wochen lang an der Heimkehr Monsieur de Montchevreüils gehangen. Entgegen der Beteuerungen seiner Tochter, die sicher war, ihr Vater würde zu ihrer Heirat erscheinen, welche sie um dieselbe Zeit zu stiften bekannt gab, kehrte er nicht zurück.

Nach über einem Monat des Wartens hat man nun aber nicht nur keinen Vater, sondern auch keinen Bräutigam gesehen. Argwohn hat sich niedergelassen im Lande. Maître Delatour hatte die Demoiselle ihre Fantasien, wie er es uns gegenüber nannte, verbreiten lassen, solange ihnen noch der mindeste Glaube geschenkt wurde. Er musste darunter leiden und brachte ihr doch größtes Vertrauen entgegen. Es machte nicht den Anschein (wie er alsbald all unseren Gästen zugeraunt hat), als erscheine ein edler Bräutigam. Er wäre bereits mit standesgemäßem Gepränge eingezogen. Nicht auszudenken, dass solch eine Frau mangels eines Edelmanns einen Knaben niederen Ranges ehelichen würde: keinen Landmann, keinen Kaufmann, auch nicht irgendeinen Meister.

Die Wahrheit offenbarte sich, ohne dass man ihr behilflich sein musste. Die Mär von der Vermählung hatte keinen anderen Zweck, als die Bürger zu ängstigen, sie gegen den Mann aufzubringen, den sie für zu einflussreich und ihr gegenüber nicht respektvoll genug hielt, indem sie in unsere Einbildungskraft das Bild eines neuen Mannes zeichnete, der Maître Delatour widerstritt und ihren Vater verpflichten würde, erneut in Neville-au-Désert Fuß zu fassen, damit die Vermählung seiner Tochter gefeiert werden konnte.

Monsieur de Montchevreüil weiß (hat mein Vater dem entgegengesetzt), was es mit der eingebildeten Heirat auf sich hat. Würde er in irgendeiner berühmten Kurstadt sein Wohl finden, mochte es in Westfalen oder andernorts sein, dann würde er die Bitte seiner Tochter nicht erhören.

Als sich jedermann davon überzeugt hat, dass Mademoiselle de Montchevreüil sie angelogen hat, da hat man sich wieder an Maître Delatour gewandt, um ihn genauer anzuhören und zu erfahren, woran man bei der Hofdame war.

Unsere letzten Gespräche mit ihr ließen uns keine Ruhe, denn wo wir ihr einmal ein Geständnis ihrer Mären entlockt haben, da hat sie sogleich wieder damit angefangen und scheinbar jeden Tag fester an ihre Lügen geglaubt, sie umso beherzter verkündet, je unglaubwürdiger sie wurden.

Nous la sentions entrer dans un état pour lequel toute la chirurgie du monde ne pourrait rien. Ses habits d'homme et sa conduite avaient entretenu, depuis des années, les inquiétudes sur la santé de son esprit, on s'y était fait à moitié. Sa bizarrerie renforcée et avérée l'éloignait des derniers qui se soumettaient à elle parce qu'elle était dame de Montchevreüil.

Elle n'était pas assez folle, pourtant, pour persister publiquement dans ses déclarations jamais suivies d'effets. La pensée de ses jambes et de son corps entrevus la première fois m'inspirait quelque pitié pour elle et j'ai osé dire à mon père que nous gagnerions à la ménager et à ne pas chercher d'humiliation nouvelle.

Il est bon de réfléchir un peu (m'a exposé mon père), mais mauvais de réfléchir trop et il a entrepris, afin de me faire réfléchir un peu, de m'envoyer auprès d'un maître chirurgien juré tourangeau, pour que je me prépare à obtenir bientôt mes lettres de maîtrise.

Mes jugements récents qu'il avait devinés, même dans le secret de mon cœur, ne lui plaisaient guère. Il comptait bien que la vue d'une ville telle que Tours, de la maison de mon nouveau maître, me ferait trouver plus modestes notre escalier à double volée, notre apothicairerie de campagne, et même son linteau gravé à son nom, qui était aussi le mien. La maîtrise me changerait (pensait-il) et me ferait mieux entrer dans ses vues.

Il avait tort. L'éloignement et le goût de mon nouveau maître pour une science plus pure me faisaient voir les usages de collecteur de grains de mon père moins heureusement et comme indignes d'un savant qu'il n'était peut-être pas.

Mes dernières études et la maîtrise que j'ai obtenue à Tours, en sa présence bienveillante, m'ont fait oublier mes alarmes sur notre fortune dont je ne connaissais plus guère le cours, hormis le fait que notre seigneur, comme prévu, n'avait pas répondu aux appels de sa fille et se plaisait loin de nous, laissant à mon père des coudées plus franches que mon imagination ne l'aurait supposé.

Notre retour par nos mauvais chemins m'a révélé ses nouveaux desseins. Il était près (m'a-t-il assuré) de posséder les sommes nécessaires pour acheter l'ensemble des fiefs et seigneurie aux mains des Montchevreüil.

Wir spürten, wie sie in einen Zustand geriet, für den keine Chirurgie der Welt etwas konnte. Ihre Mannesbekleidung und ihr Betragen hatten seit Jahren die Sorge um ihr geistiges Wohl genährt, man hatte sich halb damit abgefunden. Ihr allseits bekanntes, zunehmend eigenartiges Wesen entfernte sie von den Letzten, die ihr ergeben waren, weil sie die Dame von Montchevreüil war.

Sie war indes nicht närrisch genug, auf ihren Verkündungen, die niemals Folgen hatten, öffentlich zu bestehen. Der Gedanke an ihre Beine und ihren Leib, die ich ein erstes Mal flüchtig gesehen hatte, erregte mein Mitleid für sie, und ich habe meinem Vater zu sagen gewagt, dass wir gut daran täten, wenn wir sie schonten und nicht noch einmal demütigten.

Es ist gut, ein bisschen nachzudenken (hat mein Vater mir erklärt), aber schlecht, zu viel nachzudenken, und er hat es unternommen, mich zu einem statthaften Meister der Chirurgie nach Tours zu schicken, damit ich ein bisschen nachdenke und mich darauf vorbereite, alsbald den Meisterbrief zu erlangen.

Meine jüngsten Urteile – selbst die im Verborgenen meines Herzens hatte er erraten – gefielen ihm nicht besonders. Er nahm wohl an, dass ich durch den Anblick einer Stadt wie Tours, eines Hauses wie das meines neuen Meisters, unsere Doppeltreppe, unsere Dorfapotheke und selbst seinen Sturz, in den sein Name graviert war, der auch der meine war, bescheidener finden würde. Der Meistertitel würde mich verändern (dachte er) und dazu führen, dass ich seine Ansichten teilte.

Er irrte. Durch die Ferne und die Vorliebe meines neuen Meisters für eine reinere Wissenschaft kam mir die Sitte meines Vaters, das Korn einzutreiben, weniger glücklich und eines Gelehrten, der er vielleicht nicht war, unwürdig vor.

Meine letzten Prüfungen und der Meistertitel, den ich in seinem gnädigen Beisein in Tours erlangt habe, haben mich meine Aufregung über unsere Habschaft vergessen lassen, deren Stand ich kaum mehr kannte, bis auf den Umstand, dass unser Seigneur die Bitten seiner Tochter erwartungsgemäß nicht erhört hat und sich fern unser wohl fühlte, was meinem Vater mehr Handlungsfreiheit gewährte, als meine Einbildungskraft sich je hätte ausmalen können.

Die Heimkehr auf unseren schlechten Wegen hat mir sein neues Vorhaben offenbart. Er verfügte beinah (hat er mir versichert) über die nötige Summe, um sämtliche Lehen und die Seigneurie zu erstehen, die sich im Besitz der Montchevreüils befanden.

Il ne doutait plus que cette famille se laisserait dépouiller de ses biens à vil prix. Il avait pensé faire une offre à la fille, mais Jacques de La Tour, son cousin notaire royal, jugeait que, comme pour les baux à ferme, on ne ferait rien sans le père.

La fille ne possédait qu'une dot sans usage, dont elle ne disposerait qu'avec la permission de M. de Montchevreuil. Il faudrait donc presser le retour de ce père, alors que le mien s'était fort bien arrangé de son absence et en avait tiré quelque profit. Pour en tirer un plus fort profit, il fallait le revoir, mais le revoir pouvait représenter notre perte, car l'homme ne se laisserait pas manger comme la fille.

Mon père remuait ces interrogations devant moi et j'en étais secoué sur mon mauvais cheval, en plus des trous du chemin, comprenant qu'il avait derrière la tête de se passer, contrairement à toute attente et peut-être à toute loi, du consentement du seigneur, pour s'arranger avec la fille et son cousin qui (pensait mon père) finirait par lever ses réserves, pourvu qu'il soit dûment récompensé.

Je m'inquiétais aussi de cet argent que mon père déclarait à sa portée. J'avais le souvenir de nos livres de comptes et n'y voyais pas tant de belles sommes. Il fallait que les pratiques aient été bien généreuses en mon absence ou qu'il ait trouvé sous le pas de son cheval des deniers miraculeux. Je n'osais penser qu'il ait tiré matière des richesses d'autrui.

Ma nouvelle qualité de maître chirurgien, la robe longue que j'avais le droit d'endosser, me mettaient non à égalité avec mon père, du moins sur un pied où je pouvais mieux avouer le fond de mes sentiments. J'ai dit le peu d'envie que j'avais, si, comme il l'avait toujours affirmé, il ne pensait qu'à faire de moi son successeur, comme le nouvel Urbain Delatour, anneau supplémentaire du grand serpent d'Esculape, de tenir mon aisance de fiefs empruntés ou de ressources dissimulées et non de la chirurgie dont je savais qu'elle me laisserait modeste jusqu'à la fin de mes jours.

Je m'étais forcé à l'apprentissage des arts du chirurgien et de l'apothicairerie, avais fini, en dépit que j'en avais, par les aimer, et il faudrait que je les quitte au moment d'y atteindre, pour un état qui n'était pas le nôtre et dont je n'attendais rien de bon.

Er zweifelte nicht mehr daran, dass dieses Geschlecht sich seiner Güter wohlfeil berauben ließe. Er hatte daran gedacht, der Tochter ein Angebot zu machen, doch Jacques de La Tour, sein Cousin und königlicher Notar, war der Ansicht, dass man, wie auch bei der bäuerlichen Pacht, ohne den Vater nichts mache.

Die Tochter besaß nur eine nutzlose Mitgift, über die sie erst mit Monsieur de Montchevreüils Erlaubnis verfügen würde. Die Heimkehr des einen Vaters musste also vorangetrieben werden, wiewohl sich der andere Vater mit dessen Abwesenheit hervorragend abgefunden und Nutzen daraus gezogen hatte. Ehe er noch mehr Nutzen daraus ziehen konnte, musste er ihn wiedersehen, doch ihn wiederzusehen konnte unser Verderben bedeuten, denn der Mann würde sich nicht wie das Mädchen alles gefallen lassen.

Mein Vater drehte und wendete die Sache vor mir, und auch davon, nicht nur durch die Löcher im Wege, schüttelte es mich auf meinem schlechten Pferde, denn ich begriff, dass er sich in den Kopf gesetzt hatte, entgegen aller Erwartungen und vielleicht gegen das Gesetz auf die Zustimmung des Seigneurs zu verzichten, um mit dem Mädchen und seinem Cousin übereinzukommen, der (so glaubte mein Vater) seine Bedenken am Ende zerstreute, vorausgesetzt, er würde gebührend entlohnt.

Auch wegen des Silbers machte ich mir Sorgen, über das mein Vater stets zu verfügen beteuerte. Ich erinnerte mich an unsere Rechnungsbücher und sah nicht so schöne Summen darin. Seine Methoden mussten in meiner Abwesenheit recht einbringlich gewesen sein, oder er musste wunderbare Deniers unter den Tritten seines Pferdes gefunden haben. Ich wagte nicht daran zu denken, er habe sich den Reichtum anderer zunutze gemacht.

Wenn meine neue Stellung als Meister der Chirurgie, das lange Gewand, das ich anlegen durfte, mich meinem Vater nicht ebenbürtig machten, so stellten sie mich doch auf eine Stufe, von der aus ich meine innigsten Gefühle leichter mitteilen konnte. Wenn er, wie er immerzu versicherte, nichts anderes im Sinn hatte, als mich zu seinem Nachfolger zu machen, zum neuen Urbain Delatour, zur weiteren Windung der großen Äskulapschlange, dann hatte ich wenig Lust, habe ich ihm gestanden, meinen Wohlstand aus geliehenen Lehen oder veruntreuten Mitteln zu schöpfen denn aus der Chirurgie, mit der ich gewiss bis zum Ende meiner Tage bescheiden bleiben würde.

Ich hatte mich gezwungen, die Künste der Chirurgie und der Arzneimittel zu lernen, hatte sie am Ende trotz alledem lieb gewonnen, und in dem Moment, da ich es geschafft hatte, sollte ich sie aufgeben für ein Geschäft, das nicht unseres war und von dem ich mir nichts Gutes erhoffte.

J'ai dit tout franchement que cet appétit excessif des richesses que j'avais vu naître et grossir avant mon départ et que je voyais, à mon retour, près de déborder comme une fistule, ne m'annonçait rien de bon et qu'il se heurterait à des obstacles prévisibles ou imprévus, que j'ai énumérés dans un seul souffle, le moindre n'étant pas à mes yeux un acte malhonnête que je commençais à soupçonner.

Quand j'ai accepté de me taire, j'ai senti mon père troublé sur son meilleur cheval qui se mettait toujours en avant du mien et se trouvait soudain à ma traîne. Il a reconnu les objections soulevées par son fils. Il s'agitait, semblant chercher un moyen de me convaincre, d'en avoir un sous la main, d'être sur le point de me le dire, d'hésiter, de renoncer. Il a gardé la force pourtant de m'assurer que son argent resterait pur. Il comptait seulement ne pas avoir à en dépenser autant que je le croyais.

Son cheval marquait le pas, les yeux de mon père tombaient dans le vague. Je me sentais le nouveau Maître Urbain Delatour, M<sup>e</sup> Chirurgien et M<sup>e</sup> Apothicaire, mais je n'ai pas poussé plus loin mon avantage, considérant la tristesse dans laquelle j'avais mis mon père, sur le chemin d'un retour qui aurait dû être mon premier triomphe.

Nous n'avons pas eu longtemps le loisir d'agiter ces questions entre nous. Tous mes reproches ont été emportés, à cause des rigueurs soudaines de la saison.

Nous avons connu plusieurs grands froids. Cela n'avait guère germé au précédent printemps, la dureté de l'hiver ayant tué les fruits de la terre dans leur graine dormante, puis l'été s'était passé à pleuvoir. On récoltait mal, ou du petit grain. Mon père s'efforçait de ne prélever qu'au plus juste et la grange ne s'emplissait plus aussi bien. La faim s'installait, on manquait dans toutes les paroisses des environs et au-delà, comme le disaient les rares voyageurs. Les forces commençaient à faire défaut, les travaux rendaient moins, on s'affamait donc davantage.

La faiblesse a redoublé sous les gelées de 1694, les fièvres couraient autour de nous, venant de loin, ont dit les premiers atteints au sud de la paroisse, puis ceux du nord. Cela semblait fondre sur nous de tous côtés. Le cœur de notre paroisse a été épargné d'abord.

Ich habe ganz deutlich gesagt, dass mir die maßlose Geldgier, die ich vor meiner Abreise aufkeimen und anwachsen und nach meiner Heimkehr beinah wie eine Fistel auswuchern sah, nichts Gutes verhiess, und dass er auf Hindernisse stoßen würde, mochten sie vorhersehbar oder unvorhergesehen sein, die ich in einem Atemzug aufgesagt habe, wobei das geringste in meinen Augen kein unredliches Vorgehen sein würde, wie ich allmählich vermutete.

Als ich zu schweigen bereit gewesen bin, habe ich gespürt, wie mein Vater auf seinem besten Pferde unsicher wurde, das gewöhnlich stets vor meines trat und mir auf einmal hinterhertrabte. Er hat die Einwände gelten lassen, die sein Sohn vorgebracht hat. Er war unruhig, schien ein Mittel zu suchen, mich zu überzeugen, eines bei der Hand zu haben, im Begriff zu sein, es mir zu nennen, zu zögern, davon abzurücken. Er hat sich indes die Festigkeit bewahrt, mir zu versichern, dass sein Silber rein bleiben würde. Er rechnete nur nicht damit, dass er so viel ausgeben musste, wie ich glaubte.

Sein Pferd trat auf der Stelle, die Augen meines Vaters blickten ins Leere. Ich fühlte mich wie der neue Maître Urbain Delatour, Meister der Chirurgie und Apotheker, habe es aber nicht weitergetrieben mit meiner Überlegenheit, weil ich die Traurigkeit achtete, die ich auf dem Heimweg in meinem Vater hatte aufkommen lassen; es sollte mein erster Triumph sein.

Uns ist nicht viel Zeit geblieben, diese Gegenstände miteinander zu erörtern. All meine Vorwürfe sind durch die unerwartet große Strenge der Jahreszeit aus dem Wege geräumt worden.

Wir haben mehrere lange Kälteperioden durchgestanden. Im Frühjahr zuvor war es kaum ausgekeimt, der harte Winter hatte die Erdfrüchte in ihrem schlafenden Samen zerstört, der Sommer sodann auf Regen verzichtet. Die Ernte war mager oder das Korn klein. Mein Vater war bemüht, so wenig wie möglich einzubehalten, und der Speicher füllte sich nicht mehr so schnell. Der Hunger hielt Einzug, in und jenseits aller umliegenden Gemeinden litten die Menschen Mangel, wie uns die wenigen Reisenden berichteten. Es gebrach uns allmählich an Kräften, die Arbeit war weniger ertragreich, und so wurde mehr gehungert.

Mit dem Frost von 1694 hat die Erschöpfung sich vergrößert; das Fieber, von weit her gekommen, griff auch hierzulande um sich, wie uns die ersten Befallenen südlich, sodann nördlich der Gemeinde bezeugt haben. Von allen Seiten schien es über uns hereinzubrechen. Das Herz unserer Gemeinde ist einstweilen verschont geblieben.

Les victimes des extrémités nous envoyaient leurs derniers enfants vaillants pour nous implorer de les secourir. Le mal se déclarait chez quelques-uns en chemin, ils nous tombaient entre les bras, pris de frissons et de hoquets fâcheux, contaminaient nos petits voisins, avant que nous ayons pu les séparer.

Mon père s'est félicité d'avoir hâté ma maîtrise et nous n'étions pas trop de deux maîtres chirurgiens pour courir dans quatre directions à la fois. J'avais jusqu'alors gardé l'habitude de visiter les corps en sa compagnie, me considérant maître, mais me jugeant encore son disciple. Donner des soins en sa compagnie, c'était toujours prendre une leçon. Devant l'abondance du mal, il n'était plus question d'agir ensemble, mais de séparer nos forces pour le salut du plus grand nombre de corps alentour.

Notre science se montrait bien pauvre, empiriques que nous sommes. Nous avions la consolation d'entendre que les plus savants médecins dans les villes du diocèse n'avaient guère plus de pouvoir que nous contre des douleurs d'affamés.

Nous ne recevions plus chez nous, car les jambes portaient rarement leurs maîtres jusqu'à notre boutique. Je marchais de maison en maison, où le feu manquait. Le gel tenait à l'intérieur. Des familles se serraient et partageaient leurs râles. Si l'un parvenait à s'extraire du grouillement, c'était pour vomir et ajouter le rance au rance. Le flux de ventre emportait les autres, souvent sous eux.

Quelques fleurs séchées aux vertus raffermissantes tenaient lieu de remède, je savais qu'elles resteraient sans effet sur de gros intestins aussi offensés. Mes fleurs, pour nos malades, avaient du moins le mérite de leur faire accroire qu'ils mangeaient, partant que leur état irait s'améliorant. Je ne nie pas que des guérisons se produisaient, qu'on attribuait à mes plantes ou à nos gestes. Quand j'en trouvais au bord de mourir, pour ne pas les quitter sans avoir rien fait pour eux, je leur tirais des pintes de sang plus très vermeil et ils m'en étaient reconnaissantes, avant d'abandonner l'existence.

J'essuyais une sanie sanglante ici, des suppurations là, à la bouche ou aux oreilles. Les enfants que je connaissais comme les plus agiles laissaient pendre leur tête par fatigue ou pour soulager leur mal à respirer. J'en ai vu mourir quelques-uns devant moi. Le vicaire Legendre me précédait parfois auprès d'eux pour leur administrer les derniers sacrements.

Die Leidtragenden aus dem Umland schickten ihre letzten kräftigen Kinder vor, die uns anflehten, ihnen zu helfen. Bei manchen äußerte sich das Übel unterwegs, unheilvoll zitternd und schluchzend fielen sie uns in die Arme, steckten unsere Nachbarskinder an, ehe wir sie auseinander bekamen.

Mein Vater ist froh gewesen, meine Meisterprüfung vorangetrieben zu haben, und zwei Meister der Chirurgie waren nicht zu viele, um in vier Himmelsrichtungen zugleich zu eilen. Bis zu jenem Tag hatte ich die Gewohnheit behalten, die Menschen in seiner Begleitung aufzusuchen, hatte mich für einen Meister gehalten, doch mich noch wie sein Schüler gefühlt. In seiner Begleitung Behandlungen durchführen war immer wie Unterricht nehmen. Ob des ausufernden Übels kam es nicht mehr in Frage, gemeinsam vorzugehen, vielmehr mussten für das Heil so vieler Menschen um uns wie möglich unsere Kräfte entbündelt werden.

Empirisch wie wir sind, erwies unsere Wissenschaft sich als recht kläglich. Es blieb uns der Trost, dass auch die gelehrtesten Mediziner in den Städten des Bistums im Angesicht des Leids der Hungernden kaum mächtiger waren als wir.

Wir empfangen nicht mehr in unserem Hause, denn selten trugen die Beine ihre Herren bis in unsere Offizin. Ich zog von Haus zu Haus, wo es kein Feuer gab. Drinnen herrschte Frost. Familien saßen eng beisammen und röchelten vereint. Wollte es einem gelingen, sich aus dem Gemenge herauszulösen, dann nur um zu erbrechen und Verdorbenem Verdorbenes beizugeben. Die anderen, oft unter ihnen, raffte der Durchfall dahin.

Als Heilmittel dienten ein paar getrocknete Blüten mit stärkender Wirkung; ich wusste, dass sie bei solch beleidigten Dickdärmen keine Wirkung zeigen würden. Meine Blüten hatten wenigstens den Vorzug, dass sie ihnen glauben machten, sie würden essen, mithin ihr Zustand nach und nach sich bessern. Ich möchte nicht abstreiten, dass Genesungen eintraten, die meinen Pflanzen oder unseren Wohltaten zuerkannt wurden. Wenn ich welche sah, die dem Tode nahe waren, entzog ich ihnen, um mich nicht abzukehren, ohne etwas für sie getan zu haben, pintenweise nicht mehr ganz rotes Blut, und sie zeigten sich mir dankbar, bevor sie aus dem Leben schieden.

An Mund oder Ohren entfernte ich Eiterblut hier, Eiterbeulen da. Kinder, die ich besonders lebhaft in Erinnerung hatte, ließen aus Erschöpfung oder um die Atemnot zu lindern den Kopf hängen. Einige von ihnen habe ich vor meinen Augen sterben sehen. Kaplan Legendre suchte sie mitunter vor mir auf, um ihnen die Sterbesakramente zu erweisen.

Même après la fin des grands froids, les fièvres ont duré. Chacun avait épuisé ses réserves, les plus valides rapportaient aux leurs des trognons de racines ou se contentaient des plus méchantes herbes pour fabriquer ce qui se rapprocherait d'une miche des plus plates. Les restes d'avoine constituaient les soupes claires. J'avais quelque gêne à recommander une diète exacte aux familles avant de les quitter.

Comme la rumeur s'enflait que, en plus des derniers mauvais grains, on en conservait de plus anciens réservés à notre seigneur, Maître Urbain Delatour a résolu d'en prélever une part et de faire cuire, jour après jour, dans le four du seigneur, du meilleur pain à distribuer aux plus nécessiteux. Mademoiselle de Montchevreüil se plaignait de ne pas être consultée pour ce qu'elle nommait un vol. Les grains revenaient (selon elle) à tous les Montchevreüil, non au seul seigneur, elle comptait avoir son mot à dire et réclamait pour elle tout le pain sorti du four seigneurial, non pour elle (ajoutait-elle), mais pour les seules familles qu'elle élitait, comme ne lui ayant jamais manqué.

Mon père ne lui a pas épargné alors un nouvel affront, la mettant au défi d'en appeler à la force. Je ne savais comment il se montrait assuré qu'elle ne ferait paraître aucun soldat. Il est exact cependant qu'elle a ravalé son humiliation et laissé mon père vider ses greniers.

Quelques semaines de ce régime ont rendu des forces aux survivants. On ne se battait plus pour des trognons de choux. Nous nous faisons réflexion, mon père et moi, qu'il n'était de bonne chirurgie et même de bonne médecine que de nourrir les hommes à leur faim, leur flux de ventre cessait alors aussi bien que leurs vomissements et fièvres. Je continuais à leur tirer un peu de sang, pour faire bonne mesure, et, quand je tâtais leur épine du dos, elle sautait moins sous mes doigts.

Il arrivait encore qu'on rencontre un cadavre dans un fossé, ce n'était plus la règle. Nous mesurions les réserves de la grange dressée par mon père, prenions sur le domaine de l'Église, avec l'accord de Legendre, dévoué à Maître Delatour, malgré quelques inquiétudes de sa part, que nous levions, en assurant que Monseigneur de Lavaudant ne lui en voudrait pas d'avoir mangé le bien de la paroisse.

Selbst nachdem die langen Kälteperioden vorüber waren, hat das Fieber angehalten. Eines jeden Reserven waren erschöpft, die Rüstigsten brachten ihren Familien Wurzelstrünke oder gaben sich mit den kümmerlichsten Kräutern zufrieden, um etwas zu erzeugen, das dem fadesten Laib Brot am nächsten kam. Aus Resten von Hafer wurden klare Suppen. Ich verordnete den Familien nur ungerne stramme Diäten, bevor ich sie verließ.

Als das Gerücht aufkam, neben dem letzten schlechten Korn würde zusätzlich noch älteres aufbewahrt, das unserem Seigneur vorbehalten war, hat Maître Delatour beschlossen, einen Teil davon abzunehmen und jeden Tag im Ofen des Seigneurs bestes Brot zu backen, um es den Bedürftigsten zu verteilen. Mademoiselle de Montchevreüil monierte, dass sie bei etwas, das sie Diebstahl nannte, nicht hinzugezogen wurde. Das Korn fiel (ihres Erachtens) allen Montchevreüils zu, nicht nur dem Seigneur, sie wollte auch ein Wörtchen mitreden und beanspruchte alles Brot für sich, das aus dem herrschaftlichen Ofen kam, nicht für sich (fügte sie hinzu), sondern eigens für solche Familien, die sie auswählen würde, weil sie es ihr gegenüber an nichts hatten fehlen lassen.

Da hat ihr mein Vater einen neuen Affront nicht erspart und gewettet, dass sie nicht die Wehr rufen würde. Ich wusste nicht, wie er sich so sicher geben konnte, dass sie keinen einzigen Krieger entbieten würde. Doch es stimmt, dass sie seinen Schimpf hinuntergeschluckt und meinen Vater ihre Speicher leeren hat lassen.

Die Diät hat den Überlebenden nach einigen Wochen wieder Kraft gegeben. Es wurde nicht mehr um Kohlstrünke gestritten. Wir erkannten, mein Vater und ich, dass gute Chirurgie und selbst gute Medizin nichts anderes hieß, als den Hunger der Menschen zu stillen, Durchfall wie auch Erbrechen und Fieber nahmen dadurch ein Ende. Um mich großzügig zu zeigen, ließ ich sie nach wie vor ein bisschen zur Ader, und wenn ich ihr Rückgrat befühlte, so ging es unter meinen Fingern weniger auf und ab.

Mochte es auch geschehen, dass in einem Graben ein Leichnam gefunden wurde, so war es nicht mehr die Regel. Wir bemaßen die Vorräte in dem Speicher, den mein Vater aufgestellt hatte, zogen kirchliches Vermögen ein, mit Legendres Zustimmung, der Maître Delatour trotz einiger Sorgen ergeben war, die wir zerstreuten, indem wir ihm versicherten, dass Monseigneur de Lavaudant ihm nicht gram sein würde, weil er die Habschaft der Gemeinde verschwendet hat.

Nous avons restreint les prélèvements pour les faire durer, encouragé les mieux portants à reprendre leur ouvrage, dans l'espoir d'une meilleure récolte dont on garderait la part du seigneur, non plus pour le seigneur, mais pour les nécessités d'un autre hiver. La plupart des hommes de Neville-au-Désert se faisaient à cette idée et respectaient les prélèvements autorisés par mon père.

Quelques voleurs parmi nous ont été surpris et rossés par l'un des Herpin, les sabotiers. Nous nous en sommes tenus à cette punition et ils ne sont pas revenus. Les Herpin se sont montrés des plus utiles à ce moment-là. Ils n'avaient pas été bien accueillis par tous, dans Neville-au-Désert. Se fournir en sabots sans aller à Saint-Aubin ou ailleurs semblait bon, mais le caractère brutal et dominateur de ces hommes effrayait. Ils ne se mêlaient guère aux autres, sauf pour leur commerce, et se retiraient dans le bois qui leur avait été concédé, sans laisser personne y passer, pour protéger la futaie en exploitation. Ils s'emportaient vite en cas de désaccord et frappaient sans remords, vous menaçant de leurs outils de métier les plus tranchants. On se méfiait d'eux pour cela et parce qu'on ne savait pas bien d'où ils étaient sortis. Ils avaient pris leur place à côté de nous, non avec nous.

Ils ont cependant été les premiers à nous mettre en garde contre l'abondance de la mort dans les paroisses plus lointaines où ils tentaient de placer leurs sabots, bientôt en vain, car ils revenaient sans avoir vendu, ne rencontraient que cadavres en passe d'être mangés par les bêtes sur les talus. Ils citaient des lieux visités où on avait perdu la vie par familles entières.

Les premiers aussi, nos sabotiers nous ont découvert les mendiants en chemin de devenir des voleurs attirés par nos réserves. La famine n'avait pas faibli dans les paroisses avoisinantes aussi visiblement que chez nous. Des bruits avaient couru sur notre compte. Il se disait qu'on ne mourait pas dans Neville-au-Désert, du moins qu'on guérissait plus souvent, parce qu'on possédait deux chirurgiens doublés de deux apothicaires, quand ailleurs on était parfois privé de l'un et de l'autre.

Wir haben die Ausgaben vermindert, damit sie fortwähren konnten, und die Kräftigsten ermutigt, sich wieder an die Arbeit zu machen, denn wir erhofften uns eine bessere Ernte, um den Anteil für den Seigneur aufzuheben, nicht mehr für den Seigneur, sondern für die Erfordernisse eines weiteren Winters. Die meisten Leute von Neville-au-Désert freudent sich mit dem Gedanken an und akzeptierten die Ausgaben, die mein Vater duldeten.

Ein paar Räuber unter uns sind von einem der Herpins, der Holzschuhmacher, er tappt und verprügelt worden. Wir haben es bei dieser Strafe bewenden lassen, und sie sind nicht wiedergekommen. Hier haben sich die Herpins als besonders nützlich erwiesen. Sie waren nicht von allen in Neville-au-Désert freundlich empfangen worden. Man hatte nichts dagegen, Holzschuhe zu bekommen ohne nach Saint-Aubin oder anderswohin zu müssen, doch das Brutale und Herrische an diesen Männern flößte einem Angst ein. Sie mischten sich kaum unter die Leute, allenfalls für ihr Geschäft, und lebten zurückgezogen in dem Waldstück, das ihnen zugewiesen worden war, ohne jemanden passieren zu lassen, um den genutzten Hochwald zu schonen. Bei Zwietracht ereiferten sie sich rasch, schlugen gewissenlos zu und bedrohten einen mit den schärfsten Werkzeugen. Darum, und weil man nicht genau wusste, woher sie stammten, war man auf der Hut vor ihnen. Sie hatten ihren Platz neben, nicht unter uns eingenommen.

Sie sind indes die Ersten gewesen, die uns vor dem mannigfachen Tod in den weiter entfernten Gemeinden gewarnt haben, wo sie ihre Holzschuhe alsbald umsonst ausstellten, denn sie kehrten heim, ohne etwas verkauft zu haben, weil sie nur auf Leichname stießen, die auf dem besten Wege waren, von den Tieren an den Hängen gefressen zu werden. Sie zählten Orte auf, die sie besucht hatten, in denen familienweise gestorben worden war.

Unsere Holzschuhmacher haben uns auch als Erste die Bettler entdeckt, die sich anschickten, durch unsere Vorräte angelockte Räuber zu werden. In den Nachbargemeinden hatte die Hungersnot weniger sichtlich nachgelassen als bei uns. Gerüchte waren über uns aufgekommen. Es hieß, in Neville-au-Désert würde nicht gestorben, zumindest häufiger genesen, weil man über zwei Chirurgen und zwei Apotheker zugleich verfügte, während man andernorts dem einen wie dem andern entbehrte.

Nous ne pouvions pas aller au-delà de nos forces, malgré notre grand vouloir. Cette réputation nous flattait, nous ne voulions pas pour autant nous en faire accroire, sachant que nos meilleurs remèdes se cachaient dans nos granges. La réputation de nos réserves a bientôt dépassé la nôtre.

Des hommes sont venus nous demander des avances de grains. Comme nous craignions d'en manquer, nous leurs avons fait valoir qu'ils auraient à s'organiser par eux-mêmes. Notre refus a eu pour conséquence de nous amener de bien loin ces paysans mendiants qui, croyant gagner du temps et se dissimuler avantageusement, traversaient la forêt et tombaient sur les Herpin. La mine féroce de nos sabotiers faisait reculer les plus faibles. Les plus désespérés ont entrepris de les contourner. Mal leur en a pris, car je crois bien que certains ne s'en sont jamais retournés.

La présence de nos gardes se répandant, des voleurs plus décidés ont cherché à accéder à notre grange en empruntant le chemin opposé, par la plaine, plus long et plus découvert. Les premiers ont réussi à nous enlever quelques boisseaux, les deuxièmes se sont heurtés à trois Herpin parmi les plus gaillards, enrôlant bientôt à leurs côtés de jeunes paysans remis de leurs fièvres par nos soins et nos grains, et pour cela disposés à n'en rien perdre. De méchantes bagarres se sont fait entendre à nos portes et tous ne sont pas repartis en vie.

Nous voulions aller y voir comme chirurgiens, les Herpin nous ont fait savoir que, comme chirurgiens, nous ne pouvions plus guère pour ces hommes-là et qu'ils se chargeaient de leur éloignement définitif. De grands feux entretenus par leurs soins à la lisière de la forêt ne nous ont pas rassurés sur leur façon d'agir. Ils ont juré qu'un retour du froid et le désir de nettoyer leurs loges du bois mort inutilisable dans leur art étaient les seules causes de ces incendies.

Nous avons fait mine de les croire, car ils voulaient nous complaire et nous étaient devenus indispensables. S'ils méprisaient tous les autres, ils respectaient Maître Delatour, ayant compris depuis le commencement qu'ils ne devaient leur présence qu'à sa volonté, sans assurance du bénéfice de la loi. Ils le voyaient comme leur garant officieux et étaient prêts à en découdre pour protéger son existence et son autorité.

Wiewohl wir einen festen Willen hatten, konnten wir unsere Kräfte nicht übersteigen. Unser Ruf schmeichelte uns, dennoch wollten wir uns nichts weismachen lassen, wussten wir doch, dass unser bestes Heilmittel in unseren Speichern verborgen lag. Der Ruf unserer Vorräte ist unserem eigenen alsbald vorausgeeilt.

Leute sind gekommen und haben uns gebeten, ihnen Korn vorzustrecken. Da wir Angst davor hatten, alsbald nichts mehr zu besitzen, haben wir ihnen gegenüber geltend gemacht, dass sie selbst zurechtkommen sollten. Die Absage hat uns sodann von recht weit her diese Bettelleute gebracht, die in dem Glauben, Zeit zu gewinnen und sich geschickt zu verbergen den Wald durchquerten und auf die Herpins stießen. Die grimmigen Mienen unserer Holzschuhmacher bewegten die Schwächsten zur Umkehr. Die Verzweifeltsten haben versucht, sie zu umgehen. Das ist ihnen schlecht bekommen, denn ich will meinen, dass einige nie mehr von dort zurückgekehrt sind.

Da unsere Wachen immer häufiger zugegen waren, haben forscherer Räuber unseren Speicher zu erreichen versucht, indem sie den entgegengesetzten Weg über das Flachland nahmen, obschon er länger und offener war. Den Ersten ist es gelungen, uns einige Scheffel zu entnehmen, die Zweiten sind auf drei der rüstigsten Herpins gestoßen, die alsbald junge Landmänner für sich anwarben, welche durch unsere Hand und unser Korn von ihrem Fieber genesen und deshalb gewillt waren, nichts davon zu verlieren. Vor unseren Toren wurden harte Gefechte vernehmbar, und nicht alle sind mit dem Leben davongekommen.

Wir wollten als Chirurgen nachsehen, die Herpins haben uns zu verstehen gegeben, dass wir als Chirurgen für diese Menschen kaum mehr etwas tun konnten und sie sich um ihren endgültigen Rückzug kümmern würden. Große Feuer, die sie am Waldrand unterhielten, haben uns über ihr Vorhaben nicht beruhigt. Sie haben geschworen, dass die einzigen Gründe für diese Brände die wiederkehrende Kälte und der Wunsch waren, ihre Behausungen von totem, für ihre Kunst unbrauchbarem Holz zu befreien.

Wir haben so getan, als glaubten wir ihnen, denn sie wollten uns behagen und waren uns unentbehrlich geworden. Mochten sie auch alle anderen verachten, sie respektierten Maître Delatour, denn von Anfang an hatten sie begriffen, dass sie ihr Hiersein allein seinem Willen verdankten und nicht in der Gunst des Gesetzes standen. Sie hielten ihn für ihren offiziellen Bürgen und waren zu kämpfen bereit, um sein Leben und Ansehen zu schützen.

Puisqu'il vidait selon de savants calculs nos granges, ils tenaient à ce que la marche des dépenses ne varie pas. En échange de leur bon vouloir, mon père leur a recommandé de ne se servir que de leurs mauvaises mines pour éloigner les importuns, non d'accélérer leur sort de malades. Ils avaient quelque difficulté à entendre où était le mal de mourir plus tôt ou plus tard. Mon père a eu beau leur expliquer que plus tôt ou plus tard valait moins que comment, ils ne se sont inclinés que parce que c'était lui qui le réclamait.

Ils ont tenu leur rôle de chasseurs de coquins, quand plusieurs se sont encore présentés, et nous avons considéré qu'ils leur avaient laissé la vie sauve, tout en les menaçant d'une mort certaine, s'ils reparaissaient. Ces promesses répétées de paroisse en paroisse ont achevé de tarir le flux des vauriens.

Pour finir, il se disait aussi que nous ne possédions plus grand-chose à voler, la grange aux dîmes comme la nôtre étant presque vide. Nous avions à craindre de nouvelles pluies, faibles récoltes, renchérissement du pain, n'ayant plus les moyens d'y faire face.

Par chance, la nouvelle récolte a bien donné, le cidre et le vin étaient d'une particulière bonté. Les granges ne regorgeaient pas encore de beaux grains, mais cela promettait. On allait partout répétant que le maître chirurgien Urbain Delatour l'Aîné avait permis qu'on meure moins à Neville-au-Désert que dans le diocèse tout entier et peut-être au-delà. Legendre avait bien noté dans ses registres un surcroît de sépultures et le moindre nombre des mariages et des baptêmes, ce n'était rien à côté de ce qu'il recueillait de la bouche des curés des paroisses voisines qu'il allait visiter.

Mon père n'a jamais été si haut dans l'estime de tous les nôtres que cette année-là. Je crois bien que les plus chrétiens n'étaient pas loin de le considérer comme le Sauveur lui-même et, quand ils le touchaient avec une sorte de dévotion retenue, il les repoussait modérément et s'enorgueillissait, me semblait-il, chaque jour davantage, de leur amitié.

Ces démonstrations rejaillissaient sur le fils que j'étais, frais maître chirurgien également, mais je les repoussais plus farouchement que mon père, avouant mon impéritie devant l'épidémie récente et mettant en garde contre les honneurs excessifs qu'on nous accordait.

Da er unsere Speicher klug und berechnend leerte, legten sie großen Wert darauf, dass die laufenden Ausgaben nicht schwankten. Im Gegenzug für ihren guten Willen hat mein Vater ihnen geraten, nur ihre finsternen Mienen spielen zu lassen, um die Störenfriede fernzuhalten, und nicht ihr Schicksal als Kranke zu beschleunigen. Sie hatten einige Schwierigkeiten zu verstehen, was so schlimm daran sein sollte, eher früh oder eher spät zu sterben. Mein Vater mochte ihnen noch so erklären, dass eher früh oder eher spät weniger bedeutsam war als wie; sie haben sich nur gefügt, weil er es war, der es verlangte.

Sie haben jedes Mal die Schurkenjäger gespielt, als noch mehrere aufgetaucht sind, und wir haben angenommen, dass sie sie am Leben ließen, obschon sie ihnen mit dem sicheren Tode drohten, falls sie zurückkehren würden. Diese von Gemeinde zu Gemeinde getragenen Worte haben den Zustrom von Taugenichtsen vollends versiegen lassen.

Am Ende hieß es auch, wir hätten nicht mehr viel zu stehlen, der Zehntspeicher wie auch unser Speicher seien nahezu leer. Wir hatten neuen Regen, magere Ernten, Teuerung des Brots zu fürchten und würden dem nicht mehr die Stirn bieten können.

Glückseligerweise hat die neue Ernte reichlich eingetragen, waren Cidre und Wein von besonderer Güte. Die Speicher quollen von gutem Korn wohl noch nicht über, doch es gab Anlass zur Hoffnung. Im Laufe der Zeit erzählte man sich allerorts, der Meister der Chirurgie Urbain Delatour der Ältere habe dafür gesorgt, dass in Neville-au-Désert weniger gestorben wurde als im gesamten Bistum und vielleicht darüber hinaus. Zwar hatte Legendre ein Mehr an Gräbern und ein Weniger an Heiraten und Taufen in seinem Register vermerkt, doch dies war nichts gegen das, was er aus dem Munde der Pfarrer vernahm, wenn er die Nachbargemeinden besuchte.

Noch nie ist mein Vater von uns allen so hoch geschätzt worden wie in jenem Jahr. Ich will meinen, dass die Christlichen nicht weit davon entfernt waren, ihn für den Heiland persönlich zu halten, und er wies sie kaum merklich zurück, wenn sie ihn mit einer gewissen, verhaltenen Ehrfurcht berührten, und bildete sich, wie mir schien, jeden Tag mehr auf ihre Zuneigung ein.

Diese Bekundungen fielen auf den Sohn zurück, der ich ward, gleichermaßen ein frischer Meister der Chirurgie, doch entschiedener als mein Vater wies ich sie zurück, bekannte mich zu meiner Ohnmacht ob der jüngsten Seuche und reagierte ablehnend auf die übertriebene Ehre, die man uns erwies.

Je répétais que la distribution de grains avait mieux valu, mais que nous étions en dette désormais de ce que nous ne possédions plus et que nous serions en peine de restituer au véritable propriétaire.

Mon père a eu connaissance de mes discours et m'a prié de ne plus me mêler de ce genre de considérations. Mon jeune âge m'empêchait d'y voir clair (m'a-t-il sermonné) et mon ignorance du passé me faisait divaguer. Je devais tenir compte du fait qu'Isabelle de Montchevreuil ne protestait plus du tout contre l'utilisation du grain réservé à sa famille et que cela valait accord et effacement de la dette.

J'ai redit à mon père que je m'étonnais toujours de le voir refuser un avis à cette dame, quand elle était en désaccord, et de lui accorder quand elle renonçait à toute dispute. Il m'a demandé de faire profit de mon esprit de finesse pour parler avec lui, non contre lui. Si je voulais demeurer son fils, il m'engageait à ne pas craindre cette dame ni son père, car il avait gagné, par le salut de la paroisse, auquel je m'étais associé, le voulant ou sans le vouloir, le pouvoir d'être mieux reçu qu'eux partout où il se présentait. Je ne pouvais lui donner tort sur ce point et je me suis tu.

J'ai commencé alors à me constituer de nouvelles pratiques que je saignais, ouvrais, vidais, refermais, renouais, redressais, avec une dextérité accrue qui, sans faire de l'ombre à mon père parfois plus occupé à d'autres tâches, plaisait de plus en plus. Il n'en voulait pas mal à son fils de gagner en réputation comme chirurgien, tant que je ne lui nuisais pas comme maître des grains dans tous les clos et métairies où il fixait lui-même la part qui reviendrait à la grange commune.

Il se flattait d'avoir fait recommander de loin à M. de Montchevreuil de demeurer dans sa ville d'eaux, s'il ne voulait pas éprouver la famine de nos pays, dont il s'occupait en son nom.

Nous n'avons pas vu revenir de messenger, en ce temps, à moins qu'un de nos Herpin ne l'ait saisi par l'étrier à son passage, comme un quelconque coquin, et ne l'ait fait flamber avec ses lettres qu'il aurait été incapable de lire.

Ich sagte immer wieder, dass das Verteilen von Korn besser gewesen war, wir nun aber das, was wir dem wahren Besitzer schuldig waren, nicht mehr besaßen und nicht mehr zurückgeben konnten.

Mein Vater hat von meinen Ansprachen erfahren und mich gebeten, mich nicht mehr in Überlegungen dieser Art einzumischen. Meine Jugend hindere mich daran, klar zu sehen (hat er mir gepredigt), und da ich von früheren Zeiten nichts wisse, würde ich Unfug reden. Ich solle bedenken, dass Isabelle de Montchevreüil gegen die Verwendung des Korns, das ihrer Familie vorbehalten war, gar nicht mehr protestierte, und dass dies Einverständnis und Schuldenerlass bedeute.

Ich habe meinem Vater noch einmal gesagt, dass es mich weiterhin wunder nahm, wie er ein Avis der Dame ablehnte, wenn sie nicht einverstanden war, und ihr eines zugestand, wenn sie allen Streit sein ließ. Er hat von mir verlangt, meinen Scharfsinn zu benutzen, um mit ihm, nicht gegen ihn zu reden. Wenn ich sein Sohn bleiben wolle, so halte er mich an, weder die Dame noch ihren Vater zu fürchten, denn durch die Rettung der Gemeinde, an der ich beteiligt gewesen war, ob ich wolle oder nicht, sei es ihm gelungen, allerorts, wo er sich zeigte, freundlicher empfangen zu werden als sie. Ich konnte ihm in diesem Punkt nur Unrecht geben und bin verstummt.

Ich habe also angefangen, mir einen neuen Kundenstamm aufzubauen, den ich zur Ader ließ, aufmachte, ausnahm, wieder zumachte, wieder zusammennähte, wieder auf die Beine brachte, immer geschickter, was zunehmend Gefallen fand, ohne meinen Vater in den Schatten zu stellen, der zuweilen mehr mit anderen Aufgaben beschäftigt war. Er verdachte seinem Sohn nicht, dass er Ansehen als Chirurg gewann, ich durfte ihm nur nicht als Kornmeister aller Parzellen und Pachtgüter schaden, wovon er die Anteile, die dem gemeinsamen Speicher zukamen, selbst festlegte.

Er bildete sich etwas darauf ein, Monsieur de Montchevreüil aus der Ferne geraten zu haben, in seiner Kurstadt zu bleiben, wenn dieser nicht die Hungersnot zu spüren bekommen wollte, der er sich in seinem Namen annahm.

Wir haben in dieser Zeit keinen Boten heimkehren sehen, es sei denn, einer unserer Herpins hat ihn bei seiner Durchreise wie irgendeinen Schurken am Bügel gepackt und mit seinen Briefen, die er zu lesen außerstande war, in Rauch und Flammen aufgehen lassen.

## 6. Erläuterung

An dieser Stelle möchte die Verfasserin dieser Arbeit ihre Vorgehensweise verteidigen und begründen. Ihr Vorgehen als Übersetzerin folgt dabei nicht einem einzigen wissenschaftlichen Paradigma, sondern vereint Einsichten aus zwei verschiedenen Traditionen, die im Folgenden eine nach der anderen vorgestellt werden.

### 6.1 Aspekte der ausgangssprachenorientierten Übersetzung

#### 6.1.1 Stil

Es wurde bereits gesagt, dass *Fleur et Sang* durch die Verwendung von zweierlei Ausdrucksweisen hervorsticht: den modernen Stil des *Sang*-Erzählstrangs und den altertümlichen Stil des *Fleur*-Erzählstrangs. Der Stil ist hier also nicht, wie Nida behauptet, etwas Nebensächliches; ein hübsches, aber abkömmliches Accessoire des Inhalts; etwas, das bedenkenlos der Intuition des Übersetzers überlassen werden darf. Der Stil ist hier die dem Inhalt einzig angemessene Form, und muss deshalb, wie Berman fordert, unbedingt erhalten bleiben. In Kapitel *Sang* 8 ist dies die Atmosphäre der Mündlichkeit, heraufbeschworen durch die Verwendung einer Sprache der Nähe, genauer: durch Alltagssprachliche Wörter und Wortverbindungen wie ‚casseroles‘, ‚sortir une affaire‘, ‚pas mal de‘, ‚se foutre‘ usw., sowie durch Ellipsen wie „Les plus vindicatifs (...)“, „Signe de quelle impuissance (...)“, „Question de talent (...)“, „Toute l’assemblée à dos (...)“ usw. Zwar steht dem Übersetzer nicht immer eine genaue, derselben diaphasischen Dimension angehörige deutsche Entsprechung des französischen Begriffs zur Verfügung – eine stilistisch treffende Bezeichnung für das umgangssprachliche ‚casserole‘ etwa, das eine Handlung bezeichnet, deren negative Auswirkung jemandes Ruf schadet, sucht er vergeblich. Doch wo das Pendant *hier* fehlt, kann es *dort* durchaus vorhanden sein: Der Literaturübersetzer nimmt sich die Freiheit, die Inexistenz eines Äquivalents an einer anderen Stelle wieder auszugleichen, denn letztendlich arbeitet er nicht mit einzelnen Begriffen, auch nicht mit Sätzen, sondern mit ganzen Texten. Für Kapitel *Fleur* 8 gilt, beim Akt des Übersetzens die verhältnismäßig hohe Literarizität zu erhalten. Sie wird durch literarische Ausdrücke wie ‚laboureur‘, ‚complaire‘ oder ‚impéritie‘ herbeigeführt und ergänzt durch veraltende und veraltete Aus-

drücke wie ‚pâtir‘, ‚talus‘, ‚dîme‘, ‚sauteler‘ etc. Auch die grammatische Verbindung aus ‚aller‘ und Partizip Präsens gehört der gehobenen Sprache an und bezeichnet ein Geschehen, das in seinem Verlauf dargestellt wird (‚leur état irait s’améliorant‘, ‚on allait partout répétant‘). Der Übersetzer vermag hier nicht selten auf stilistisch äquivalente Begriffe zurückzugreifen, etwa auf den gehobenen, veraltenden Ausdruck ‚Landmann‘ für ‚laboureur‘ oder auf das Verb ‚behagen‘ für ‚complaire‘; zuweilen entbehrt die deutsche Sprache jedoch einer angemessenen Entsprechung, wie dies zum Beispiel bei ‚pâtir‘ der Fall ist. Um das eigentümliche Kolorit des Erzählstrangs dennoch zu erhalten, scheut er sich deshalb auch bei diesem Erzählstrang nicht, den gesamten Text im Blick zu behalten und an anderen Stellen Begriffe einzusetzen, die den gewünschten Stileffekt bewirken (zum Beispiel ‚unlauter‘ für ‚malhonnête‘).

Nicht nur die Verschiedenheit, sondern auch die Verbundenheit der beiden Erzählstränge gilt es herauszuheben. Verbunden sind sie, wie bereits angemerkt, durch Ereignisse und Themen, die sich in beiden Geschichten gleichermaßen entspinnen – oftmals begleitet von Lexemen, die ebenfalls in beiden *fabulae* auftreten. Um den Effekt der Wiedererkennung zu unterstützen, muss der Übersetzer diese Lexeme erkennen und anhand identischer deutscher Lexeme wiedergeben. In den Kapiteln *Sang* 8 und *Fleur* 8 spiegeln sich etwa die Ausdrücke ‚garant‘, ‚rumeurs‘ und ‚indigne‘. Wo einmal das Verb ‚sich verbürgen‘ gewählt war, wurde anschließend mit ‚Bürge‘ übersetzt und nicht etwa mit ‚Garant‘, was zwar bedeutungsgleich gewesen wäre, jedoch den Subtext des Romans unterlaufen hätte. Ebenso wurde ‚Rumeurs‘ in beiden Erzählsträngen mit ‚Gerüchte‘ übersetzt anstatt durch Variationen wie ‚Redereien‘, ‚Fama‘ usw. Das Adjektiv ‚indigne‘ wurde in beiden Erzählsträngen durch ‚unwürdig‘ wiedergegeben. Umgekehrt verarmt ein literarisches Œuvre auch dann, wenn mehrere verschiedene Begriffe mit ähnlichen Bedeutungen anhand nur eines Begriffs übersetzt werden (Berman 1999: 59). Darum sollten beispielsweise die beiden Lexeme ‚mariage‘ und ‚noces‘ nicht durch ein einziges deutsches Lexem wiedergegeben werden: ‚Mariage‘ wurde stets mit ‚Heirat‘ übersetzt, ‚noces‘ hingegen mit ‚Vermählung‘.

Verlassen wir den Bereich der Lexik und begeben uns in das Feld der Syntax. Der Übersetzer muss sich der weiter oben angeführten Differenz zwischen Satzlänge und Satzkomplexität des einen und Satzlänge und Satzkomplexität des anderen Erzählstrangs beugen, denn beide werden vom Autor ganz bewusst eingesetzt. Um den in *Fleur*- und *Sang*-Kapiteln jeweils variierenden Rhythmus zu erhalten, darf er, wie Berman (1999: 56) fordert, den Urtext nicht paraphrasieren, nicht auffalten, nicht ausschmücken. Die Interpunktion des Originals wurde deshalb größtenteils beibehalten – auch wenn die überbordende

Zahl von Kommata dem deutschen Auge befremdlich erscheinen mag. Hier wird nicht Nida Genüge getan, der auf eine möglichst natürlich klingende Übersetzung pocht und möglichst kurze Sätze fordert, sondern Berman, der darauf dringt, nicht alles Fremde im Interesse der Verständlichkeit zu tilgen. Wie Humboldt fordert, merkt man dieser Übersetzung an, dass sie eine Übersetzung ist, ohne dass die Scheidelinie zwischen dem Fremden und der ‚Fremdheit‘ überschritten wird. Um den Schritt in die ‚Fremdheit‘ zu vermeiden, schien es an wenigen Stellen unabdingbar, um der Verständlichkeit willen mit Semikolon und Gedankenstrich zu arbeiten, wo im Urtext nur Kommata stehen.

Am Ende gilt: Nidas Theorem, die Form sei weitgehend von zweitrangiger Bedeutung, Sonderfälle wie die Dichtkunst ausgenommen, ist widerlegt, wenn der Roman *Fleur et Sang* nicht unter die Sonderfälle eingereicht werden möchte.

### 6.1.2 *Tempus*

In *Fleur et Sang* ist die ungewöhnliche Tempusverwendung zu bemerken. Das berühmteste Beispiel für den Verzicht auf das Passé simple zugunsten des Passé composé in einem Erzähltext ist wohl Albert Camus' *L'Étranger*. Vallejo tut seinem Landsmann gleich. Welchen Effekt hat der Gebrauch des Tempus der Mündlichkeit in einem literarischen Text? In seinem zum Klassiker avancierten Opus *Tempus. Besprochene und Erzählte Welt* (1964) spricht Harald Weinrich den Tempora die bloße Funktion ab, die Zeit anzuzeigen. Für ihn sind die Tempora zeitlos und leisten anderes als die Dreiteilung in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Sie sind temporale Deiktika, die der Sender gebraucht, um dem Empfänger ein bestimmtes Signal zu geben. Präsens (Présent) und Perfekt (Passé composé) sind Tempora der „besprochenen Welt“, die dem Empfänger bedeuten: Dies ist eine Besprechung. Das Präteritum sowie das Duo Imparfait und Passé simple sind Tempora der „erzählten Welt“, deren Botschaft lautet: Dies ist eine Erzählung. Beide Signale möchten seitens des Empfängers eine bestimmte Rezeptionshaltung hervorrufen. Indem der Sender besprechende Tempora gebraucht, möchte er im Empfänger eine Rezeption im Modus der Gespanntheit erzeugen, denn es geht für ihn um Dinge, die ihn unmittelbar betreffen, und seine Rede ist ein Stück der Handlung, welche die Situation von Sender und Empfänger zu verändern vermag. Die erzählenden Tempora hingegen möchten eine Rezeption im Modus der Entspanntheit herbeiführen. Hier erwartet der Sender keine unmittelbare Reaktion seitens des Empfängers; durch die erzählenden Tempora wird seine Rede entschärft (Weinrich

2001: 62-90). Doch weshalb überführt Vallejo besprechende Tempora in die erzählte Welt? Mit dem Gebrauch beschreibender statt erzählender Tempora ändert sich die Perspektive der Darstellung. Der Roman erzählt eine Geschichte, als ob er sie bespräche – und erzählt dadurch *spannend*. Indem sich der Erzähler sprachlicher Merkmale des Besprechens bedient, beispielsweise des Praesens historicum oder des Präsens der direkten Rede, das die Gespanntheit des Wortwechsels aufrecht erhält, hebt er die Entspanntheit des Lesers zeitweise auf. Dieses Als-ob ist ein wichtiger Bestandteil der spannend erzählten Literatur (ebd. 49-53).

Doch damit ist es nicht getan, denn das Passé composé verleiht dem Geschehen darüber hinaus den Charakter eines Rechenschaftsberichts. Der Erzähler gibt etwas Vergangenes bekannt, für das er verantwortlich ist, und schließt es in seiner Bedeutung auf anstatt es erzählend von seinem Verhalten abzuschließen (ebd. 98). Über das deutsche Perfekt, das mit dem französischen Passé composé die Funktion als Rückschautempus der besprochenen Welt gemeinsam hat, bemerkt Weinrich:

Und indem ich die Vergangenheit besprechend forme, verändere ich zugleich meine Gegenwart und meine Zukunft. Das ist ein gespanntes Geschäft und weit entfernt von der ruhigen Besonnenheit des Erzählers, der seine erzählte Welt *sein* lässt (ebd. 82). [Herv. i. O.]

Ähnlich nimmt sich bereits früher Émile Benveniste aus, wenn er das Passé composé als Vergangenheit der psychologischen Nähe bezeichnet, anhand dessen der Sender vergangene Ereignisse an die Gegenwart seiner Aussage bindet, um sie im Augenblick des Sprechens oder Schreibens erneut zu durchleben: „C’est le temps de celui qui relate en témoin, en participant; c’est donc le temps que choisira quiconque veut faire retentir jusqu’à nous l’événement rapporté et le rattacher à notre présent“ (Benveniste 1966: 244). Für Weinrich (2001: 263) ist das Passé composé das strafrechtliche Tempus par excellence. Mehr als jedes andere Tempus passt es zur Gerichtsverhandlung, wo das Erzählte nie um seiner selbst willen steht, sondern erzählt wird, um sogleich streng besprochen und beurteilt zu werden. So, wie all die Begebenheiten in Camus‘ *L’Étranger* letztendlich vor Gericht als Belastungsmomente bedeutungsvoll werden, fügen sich die Ereignisse in Vallejos *Fleur et Sang* in dem Moment zu einem zusammenspielenden Ganzen, als sich Étienne in Kapitel *Sang* 8 als Angeklagter für sein Tun verantworten muss. Durch den Gebrauch des Passé composé nährt Vallejo die Hypothese der kausalen Motivation der Ereignisse, von der in Kapitel 3.1 die Rede war, und es entsteht der Eindruck, als wirkten sich die Geschehnisse des 17. Jahrhunderts nicht nur auf des Erzählers Gegenwart, sondern auch auf die Gegenwart seiner Nachfahren aus. Die Kapitel *Fleur* 1 einleitenden Worte von Louis Aragon bestärken diese Hypothese:

Pour moi, les événements d'aujourd'hui ne m'intéressent que pour ce qu'ils sont reflets d'une longue histoire ... Mais Anthoine, lui, commençait seulement à s'intéresser au passé comme reflet du présent, à mon inverse (Vallejo 2014: 14).

Es ist falsch, das Passé composé anhand des Präteritums zu übersetzen – das dachte sich auch Uli Aumüller, als er 1994 die Neuübersetzung des *Fremden* in Angriff nahm, seinerzeit beworben mit den Worten: „Camus endlich im richtigen Tempus!“ Und immer häufiger begegnet uns das Perfekt in der jüngsten deutschen Prosa (Eroms 2014: 88). Indem das Passé composé von *Fleur et Sang* stets anhand des Perfekts übersetzt wird, ist Bermans (1999: 63) Postulat, den systematischen Gebrauch bestimmter Tempora zu achten, Folge geleistet.

### 6.1.3 Realia

Realia sind kulturelle Elemente einer Gesellschaft, die keine Entsprechung in anderen Gesellschaften haben und deshalb den Übersetzer herausfordern. In den vorliegenden Roman auszügen sind zum Beispiel diejenigen französische Begriffe Realia, die Stand oder Amt einer Person bezeichnen: ‚Maître‘, ‚Monseigneur‘, ‚Seigneur‘ und ‚Seigneurie‘. Der Titel ‚Maître‘ meint (neben zahlreichen anderen Bedeutungen) einmal den Notar, einmal den handwerklichen Meister. ‚Monseigneur‘ ist die Anrede für Fürsten, Kardinäle sowie (Erz-)Bischöfe und entspricht am ehesten der deutschen ‚Durchlaucht‘ bzw. ‚Exzellenz‘. Der ‚Seigneur‘ war im vorrevolutionären Frankreich ein Grundherr, die ‚Seigneurie‘ sein Gebiet. Weitere Realia sind die titelähnlichen oder als Anrede gebrauchten Bezeichnungen ‚Monsieur‘, ‚Mademoiselle‘ und ‚Demoiselle‘, das Toponym ‚Neville-au-Désert‘, der vornehme Familienname ‚Montchevreuil‘ sowie der ‚denier‘, eine französische Silbermünze des Mittelalters, die auf das Karolingische Münzsystem zurückgeht, das von Karl dem Großen eingeführt wurde und seinerzeit dem Pfennig gleichwertig war. Dem Übersetzer bieten sich dreierlei Verfahren: erstens die Übertragung, das heißt die vollständige oder teilweise Übersetzung des Begriffs in die Zielsprache, um mit den eigenen Ausdrucksmöglichkeiten eine ähnliche Wirkung wie die Vorlage zu erzielen; zweitens die Eliminierung des Begriffs; drittens seine unveränderte Übernahme (Rühling 1992: 153f.). Die Malaise beim Umgang mit Realia besteht nun darin, dass ein jedes Verfahren seine Schattenseiten hat. Übertragung und Eliminierung führen unweigerlich zu einem Verlust. Würde das Toponym ‚Neville-au-Désert‘ gänzlich getilgt, dann bewegte sich der Leser durch eine literarische Land-

schaft, die zwar nicht überall, nicht einmal überall in Frankreich, aber doch irgendwo bei Tours sein könnte. Elemente realistischen Erzählens wären aus der Romanwelt geschafft und würden dem vagen Allgemein-Menschlichen weichen. Werden Realia hingegen unumwunden übernommen, läuft der Leser Gefahr, nicht zu verstehen – mindestens aber entziehen sich Feinheiten seinem Verständnis. ‚Neville-au-Désert‘ und ‚Montchevreuil‘ etwa sind im Französischen „sprechende Namen“ (Graeber 1992: 77), die im Deutschen gar nicht mehr sprechen: Das Dorf liegt in der Einöde (‚au désert‘), die Dynastie wird gedanklich verknüpft mit dem Berg (‚mont‘) und dem Reh (‚chevreuil‘).

Gleichwohl hat die Übersetzerin der vorliegenden Auszüge die Übernahme gewählt und sich damit in die Tradition Bermans gestellt: Die beiden Sprachen und Kulturen verflechten sich und treten in Dialog, die deutsche Sprache empfängt das Fremde, dem Leser öffnen sich mitunter neue Blickwinkel. Die sich im deutschen Text dann und wann erhebenden französischsprachigen Erscheinungen wirken so wie „Realitätsvokabeln“ (Krapoth 1992: 207), das heißt nicht wie bloß denotative Wörter, sondern wie Begriffe, die „einen ganzen Kosmos aufleuchten“ lassen (ebd.). Mit Realitätsvokabeln ist das Phänomen des Fremden vorhanden, ohne bloß durch die Fremdheit einer anderen Sprache herbeigeführt zu werden. Durch einen einzigen Begriff wie ‚Mademoiselle‘ fließt der Übersetzung ein französisches Fluidum zu, und der Text evoziert im Leser die Grande Nation schlechthin. Dessen ungeachtet hätte die Übersetzung dieses Begriffs einen unerwünschte Beigeschmack: Bei der Lektüre eines historischen Stoffs weckt die ‚Mademoiselle‘ im französischen Leser die Vorstellung von einem Mädchen aus dem gehobenen Bürgertum. Während die Anrede ‚Mademoiselle‘ bis zum heutigen Tage zumeist als schmeichelhaft gilt, wird das deutsche ‚Fräulein‘ als abwertend empfunden oder scherzhaft drohend für die Ansprache kleiner Mädchen gebraucht. Würde nun das ‚Fräulein‘ der ‚Mademoiselle‘ vorgezogen, um dem deutschen Leser, wie Ladmiral es verlangt, nicht allzu viel Fremdartigkeit zuzumuten, dann würde geschehen, was der ‚Cibliste‘ ursprünglich am ‚Sourcier‘ bemängelt (s. S. X): Die Wirkung auf den in der Übersetzung sich bewegenden Leser wäre eine völlig andere als die vom Autor eigentlich erwünschte. Halten wir also fest: Es gibt französische Wörter, die eine Prägung besitzen, welche die wörterbuchgemäßen Äquivalente nicht bieten können.

## 6.2 Aspekte der zielsprachenorientierten Übersetzung

Mit einem solchen Wort soll in das Kapitel zu denjenigen sprachlichen Erscheinungen eingeführt werden, die auf der Tradition der ‚Ciblistes‘ beruhen, mit dem französischen Wort ‚Ennui‘ nämlich, einem polysemen, diachronisch und interkulturell dynamischen Schlüsselbegriff. In der deutschen Sprache hat er sich vom ausgehenden 18. Jahrhundert bis in unsere Zeit als Lehnwort behauptet – der Duden bestimmt ihn als ‚Langeweile‘ und ‚Verdruss‘ – und erfreut sich der Beliebtheit auch in anderen Kulturen, etwa durch Poe. Immer wenn der ‚Ennui‘ ins Deutsche übertragen wird, dann anhand so vielzähliger Begriffe wie ‚Trübsinn‘, ‚Weltschmerz‘, ‚Schwermut‘, ‚Sorge‘, ‚Gram‘ oder ‚Qual‘ (Keck 1992: 221-228). Der ‚Ennui‘ ist also in das breite Feld des schweren Missgestimmtseins einzuordnen; als *Mal du siècle* wurde er zum Grundgefühl der Romantik und meinte von da an mal eine dem Innern des Menschen erwachsende Mentalität, mal eine von außen auf die Seele wirkende Kraft. Mitunter aber entzieht sich die Vokabel gar nicht durch eine dunkle Metaphorik dem direkten Verständnis; dann darf sie nicht nach Bermanscher Art erhalten bleiben. So auch in diesem Fall:

Urtext	Zieltext
Pour commencer, sommes nous d'accord sur les chiffres de mortalité à l'origine des <i>ennuis</i> du chef de service ?	Beginnen wir damit: Sind wir uns über die Sterbeziffer einig, die schuld an dem <i>Kummer</i> des Stationsarztes ist?

Die ‚ennuis‘ im Plural bezeichnen jemandes Ärger oder Schwierigkeiten; in Stefan Georges Baudelaire-Übertragungen werden sie als ‚Kummer‘ bezeichnet (ebd. 231). Hier meint ‚Kummer‘ keine Betrübnis, sondern umgangssprachlich die Schwierigkeiten, die der Stationsarzt nicht bewältigen kann. Dieses Gegenbeispiel zeigt, dass der Umgang mit der fremden Sprache große Beweglichkeit fordert, die sich in kontextualen Nuancierungen äußert.

An einer Stelle wurde, wie Admiral es gestattet, eine im Original unausgesprochen mit enthaltene, kulturelle Eigenheit exliziert, um im Leser des Zieltextes den gewünschten Effekt zu erzielen:

Urtext	Zieltext
Pour quelques dizaines d'euros, il s'achète, de temps en temps, chez des brocanteurs, des instruments de chirurgiens ou d'apothicaires <i>du Grand Siècle</i> , par amitié pour ses prédécesseurs, des pinces, des seringues à clystères, des pilons, des tenettes, des curettes, des lancettes, même pas présentés dans des vitrines, faute de temps et de place.	Für ein paar Euros kauft er sich zuweilen bei Trödlern chirurgische und pharmazeutische Instrumente <i>aus dem Zeitalter des Sonnenkönigs</i> , aus Verbundenheit mit seinen Vorgängern, Pinzetten, Klistierspritzen, Pistille, Steinschnitzzangen, Küretten, Lanzetten, die er aus Zeit- und Platzmangel nicht einmal in Vitrinen ausstellt.

Berman befasst sich mit ‚œuvres‘, mit großer, oftmals stilistisch innovativer Literatur. Je schöpferischer ein literarisches Werk, desto besser anwendbar ist die ausgangssprachenorientierte Übersetzung. Als fruchtbar empfand die Verfasserin dieser Arbeit die Ausrichtung auf den Urtext, als sie Auszüge aus Robert Alexis‘ Roman *U-Boot* (2009) übersetzte, einem sich innerhalb der kunstreicheren Prosa bewegendem Text, der sich durch seine Musikalität in der Lyrik ein Ebenbild zu suchen scheint, von einem „goût pour la phrase correcte et élégante“ zeugt und dessen Autor die Klangfülle des Stils zum „meilleur support des intuitions romanesques“ erhebt (Alexis 2008). Für *Fleur et Sang* gilt hingegen nicht, dass Musikalität erhalten werden muss; um der Lesbarkeit willen wird über die fremde Syntax deshalb frei verfügt. Zwei Beispiele mögen hier genügen:

UT	ZT
Tous les chirurgiens présents dans cette assemblée ont pratiqué, pratiquent et pratiqueront les dépassements d’honoraires.	Alle bei dieser Versammlung anwesenden Chirurgen verlangen erhöhte Honorare, haben sie verlangt und werden sie verlangen.
Mon père remuait ces interrogations devant moi et j’en étais secoué sur mon mauvais cheval, en plus des trous du chemin, comprenant qu’il avait derrière la tête de se passer, contrairement à toute attente et peut-être à toute loi, du consentement du seigneur (...)	Mein Vater drehte und wendete die Sache vor mir, und auch davon, nicht nur durch die Löcher im Wege, schüttelte es mich auf meinem schlechten Pferde, denn ich begriff, dass er sich in den Kopf gesetzt hatte, entgegen aller Erwartungen und vielleicht gegen das Gesetz auf die Zustimmung des Seigneurs zu verzichten (...)

Weiterhin wird der in Kapitel 3.2 angesprochene *style indirect libre* des *Sang*-Kapitels nicht wie herkömmlich durch den *style indirect libre* des Deutschen wiedergegeben. Die erlebte Rede steht zwischen direkter und indirekter Rede; wie erstere erzeugt sie ein Gefühl von Unmittelbarkeit, wie letztere erweckt sie durch den Einsatz der dritten Person den Eindruck von Objektivität. Um die Distanz zu den Figuren herauszustellen, die Vallejos Personalstil kennzeichnet, wird die französische erlebte Rede der indirekten Rede näher gerückt, indem sie durch unvollständige, Ungewissheit und Zweifel ausdrückende indirekte Fragesätze wiedergegeben wird, eingeleitet durch die Konjunktion ‚ob‘:

UT	ZT
Elle entend des bruits de café autour de lui, pendant qu’ils se téléphonent, il boit encore ?	Sie hört von allen Seiten Bargeräusche, während sie telefonieren, ob er schon wieder trinkt?

Nida fordert Flexibilität im Umgang mit der fremden Grammatik: Ob Indikativ oder Konjunktiv, Aktiv oder Passiv usw. – was in der Sprache gebräuchlich ist, muss respektiert werden. Im *Sang*- und noch mehr im *Fleur*-Kapitel kommt dann und wann das Plusquamperfekt zum Einsatz. In der deutschen Sprache wirkt die vollendete Vergangenheit jedoch

schwerer und ungestalter als in der französischen Sprache. Da die deutschen Tempusregeln weniger strikt sind, darf das Plusquamperfekt in Fällen, wo dies den Sinn nicht entstellt, durch Perfekt oder Präteritum ersetzt werden<sup>8</sup>:

UT	ZT
Il se lâche : s'ils ne sont pas capables de comprendre l'amour, qu'ils se disent qu'il avait bu ce jour-là.	Er vergisst sich: Wenn sie nicht imstande sind, die Liebe zu verstehen, sollen sie sich doch denken, dass er an dem Tag getrunken hat.
J'ai dit tout franchement que cet appétit excessif des richesses que j'avais vu naître et grossir avant mon départ et que je voyais, à mon retour, près de déborder comme une fistule, ne m'annonçait rien de bon (...)	Ich habe ganz deutlich gesagt, dass mir die maßlose Geldgier, die ich vor meiner Abreise aufkeimen und anwachsen und nach meiner Heimkehr beinahe wie eine Fistel auswuchern sah, nichts Gutes verhiess (...)

Von barocker Literatur in deutscher Sprache, wie man auf ungenaue Weise die Dichtung des 17. Jahrhunderts zu nennen pflegt, weiß man gemeinhin zu sagen, dass sie unnatürlich, schwülstig und gelehrt sei sowie überfremdet von ausländischem, undeutschem Wesen. Das sind alte Vorurteile. In Wirklichkeit galt es seinerzeit, Anschluss an die literarische Kultur Europas zu suchen, die deutsche Sprache insbesondere der neulateinischen Dichtersprache und den romanischen Sprachen ebenbürtig zu machen, damit sie innig, herzbewegend und geschmeidig würde (Schöne 1968: Vf.). Das Wesen der deutschen Sprache ist bis zum heutigen Tag ihr volkstümlicher, heidnischer Charakter (Goldschmidt 2010: 27). Ihre Begriffe bildet sie vornehmlich aus dem eigenen Vermögen heraus, sodass sie, im Gegensatz zur französischen Sprache, unmittelbar verständlich ist; nichts Wesentliches ist durch Sprachen wie das Griechische oder Lateinische gefiltert, die im deutschen Grundwortschatz keine große Rolle spielen (ebd. 105). Aus diesem Grund wurden französische Begriffe des *Fleur*-Erzählstrangs, die ein verwandtes Pendant in der deutschen Sprache haben, weithin anhand volkstümlicher Begriffe übersetzt. So verfahren wurde etwa mit ‚condition‘ (Rang), ‚bizarrie‘ (Eigenartigkeit), ‚modeste‘ (bescheiden), ‚goût‘ (Vorliebe), ‚imagination‘ (Einbildungskraft), ‚royal‘ (königlich), ‚pratique‘ (Methode), ‚tristesse‘ (Traurigkeit), ‚cadavre‘ (Leichnam), ‚sabot‘ (Holzschuh), ‚réputation‘ (Ruf), ‚réserve‘ (Vorrat), ‚s'organiser‘ (zurechtkommen), ‚présence‘ (Hiersein), ‚garant‘ (Bürge), ‚existence‘ (Leben), ‚diocèse‘ (Bistum), ‚démonstration‘ (Bekundung), ‚épidémie‘ (Seuche), ‚honneur‘ (Ehre), ‚excessif‘ (übertrieben) und ‚passage‘ (Durchreise).

Die deutsche Sprache ist eine an Abtönungspartikeln sehr reiche Sprache, das heißt an Partikeln, die der Aussage eine subjektive Tönung geben oder auf vorangehende Aussagen zustimmend, ablehnend, einschränkend, erstaunt usw. Bezug nehmen. Da die französi-

<sup>8</sup> Persönliche Mitteilung von Claudia Puls im August 2014.

sche Sprache solche Partikeln kaum kennt, ist der Übersetzer frei, sich ihrer zu bedienen, sofern sie ihm angemessen scheinen. Abtönungspartikeln sind ein Phänomen der gesprochenen Sprache und damit vornehmlich für den *Sang*-Erzählstrang geeignet:

UT	ZT
Allez dire ça aux malades ...	Sagen Sie das mal den Patienten ...
Le plaisir d'exercer ...	Er hat eben seinen Spaß am Arztberuf ...
(...) sortons-lui encore une affaire.	Tischen wir ihm doch (...) noch eine Sache auf.

Erst durch einen interdisziplinären Zugang kann angemessen erfasst werden, welche mannigfaltigen Bereichen die Übersetzungswissenschaft angehört. Die Linguistik hat ihre Hegemonie derweil zwar eingebüßt, doch ihr bleibt das Verdienst, differenzierte deskriptive Kategorien sprachlicher Phänomene hervorgebracht zu haben. Darum können sprachenpaarbezogenen Forschungen dazu dienen, die Abstandsverhältnisse zwischen Urtext und Zieltext sichtbar zu machen (Apel/Kopetzki 2003: 19). Die französische Schule der *Stylistique comparée* steht der kontrastiven Grammatik nahe und möchte syntaktische, semantische und stilistische Regelmäßigkeiten erkennen (Koller 2011: 208). Sie geht von einer „Technik des Übersetzens“ aus, die erlernbar ist und bis heute in der Fremdsprachendidaktik angewandt wird. Sie ist zunächst deskriptiv, indem sie das Verhalten von Übersetzern beobachtet und gliedert, dann präskriptiv, indem sie die gewonnenen Kategorien der Lehre dienstbar macht. Ähnlich wie Eugene Nidas Doktrin entspringt die *Stylistique comparée* der chomskyschen Transformationsgrammatik: Sie arbeitet mit Oberflächenstrukturen, weil sie davon ausgeht, dass mit der Summe aller Einzelmerkmale das dahinterliegende Gemeinte, die gedankliche Tiefenstruktur, gänzlich gegeben ist (Stolze 2011: 69-74). Leider jedoch wird mit Untersuchungen von Wörtern und syntaktischen Fügungen vorliebgenommen – der Blick öffnet sich nicht für satzübergreifende Einheiten, die künstlerische Übersetzung literarischer Texte wird gescheut.

Anhand der folgenden Textauszüge soll gezeigt werden, dass die *Stylistique comparée* dennoch als brauchbare Stütze auch für Literaturübersetzer dienen kann. Als Basis diene das Handbuch *Éléments de traduction comparée français-allemand* (1993/2011) des französischen Linguisten Marcel Pérennec, das nach eigenen Angaben folgende Vorzüge aufweist:

L'apprentissage de ces techniques (...) doit aider l'étudiant à ne plus perdre un temps considérable à vouloir traduire en conservant le schéma syntaxique de la langue d'origine (...) alors que l'expression spontanée dans la langue cible requiert une autre organisation de la phrase (Pérennec 1993/2011: 7).

Bei der Übersetzung von *Fleur et Sang* wurde der französische Satzbau in der Tat nicht streng nachgeahmt. Dies liegt darin begründet, dass die Syntax der französischen Sprache dem Sprecher wenig Spielraum lässt, während die deutsche Sprache plastischer ist und ihre grammatischen Einheiten freier kombinierbar sind (ebd. 10).

Wo im Französischen ein Verb vonnöten ist, um eine Richtung anzuzeigen, genügt im Deutschen oftmals eine Präposition, gegebenenfalls in Verbindung mit Dativ oder Akkusativ (ebd. 11):

UT	ZT
Quelques situations critiques <i>remontent à la surface</i> (...)	Ein paar kritische Situationen <i>tauchen wieder auf</i> (...)
Il commence à bien se sentir <i>face aux</i> acharnés alignés <i>devant lui</i> (...)	Er fühlt sich allmählich wohl <i>vor</i> dieser Reihe verbissener Menschen, (...)
Il rentre à pied jusque dans le 14 <sup>e</sup> arrondissement, <i>retrouve</i> son appartement sans standing particulier (...)	Er kehrt zu Fuß ins vierzehnte Arrondissement zurück, <i>in</i> sein nicht besonders luxuriöses Appartement (...)

Zuweilen wird ein französisches Nomen durch ein deutsches (substantiviertes) Verb oder Adjektiv wiedergegeben. Dabei handelt es sich häufig um ein abstraktes französisches Nomen (ebd. 22f.):

UT	ZT
avoir <i>un effet</i> contagieux	ansteckend <i>wirken</i>
Il prétextait un service trop encombré, un <i>manque</i> de moyens, une <i>impossibilité</i> quelconque.	Er gab vor, die Station sei überfüllt, es gebe <i>nicht genügend</i> Mittel, es sei aus irgendeinem Grund <i>unmöglich</i> .
La <i>longueur</i> des opérations ? (...) <i>L'autarcie</i> du service ?	Seine Operationen, zu <i>lang</i> ? (...) Seine Station, <i>selbstbestimmt</i> ?
à mesure que leur <i>invraisemblance</i> éclatait	je <i>unglaublicher</i> sie wurden
la <i>dureté</i> de l'hiver	der <i>harte</i> Winter
pris de <i>frissons</i> et de <i>hoquets</i> fâcheux	unheilvoll <i>zitternd</i> und <i>schluchzend</i>
<i>l'abondance</i> du mal	das <i>ausufernde</i> Übel
<i>l'abondance</i> de la mort	der <i>mannigfache</i> Tod
<i>le fond</i> de mes sentiments	meine <i>innigsten</i> Gefühle
La <i>présence</i> de nos gardes se répandant (...)	Da unsere Wächter immer häufiger <i>zugegen</i> waren (...)
Mon père a eu <i>connaissance</i> de mes discours (...)	Mein Vater hat von meinen Ansprachen <i>erfahren</i> (...)
mon <i>ignorance</i> du passé	da ich von früheren Zeiten <i>nichts wisse</i>
avec une <i>dextérité</i> accrue	immer geschickter

Eine französische Nominalphrase kann durch ein deutsches Adjektiv oder Adverb übersetzt werden (ebd. 30):

UT	ZT
Simple autonomie <i>d'un moment</i> , obligatoire	Das war nichts weiter als eine <i>vorübergehende</i> , unvermeidliche Selbständigkeit

M. de Montchevreuil (...) sait ce qu'il en est de ce mariage <i>d'imagination</i> .	Monsieur de Montchevreuil weiß (...) was es mit der <i>eingebildeten</i> Heirat auf sich hat.
Ils citaient des lieux visités où on avait perdu la vie <i>par familles entières</i> .	Sie zählten Orte auf, die sie besucht hatten, in denen <i>familienweise</i> gestorben worden war.
(...) je leur tirais <i>des pintes de sang</i> plus très vermeil	(...) entzog ich ihnen <i>pintenweise</i> nicht mehr besonders rotes Blut

Das Passiv ist im Deutschen viel häufiger anzutreffen als im Französischen, wo reflexive Verben und Konstruktionen nicht passiviert werden können: „La spécificité formelle des passifs allemands vaut à ces structures un emploi beaucoup plus large que ces constructions homologues du français“ (ebd. 42). Die Verbindung ‚il faut‘ kann anhand eines Passivs wiedergegeben werden, um die Ausrichtung auf den Prozess zu bewahren.

UT	ZT
La science, oui, les protocoles en usage, oui, mais certaines fois, dans les extrémités, il faut tenter un truc qui, une fois, sauvera le malade, une autre fois le perdra.	Wissenschaft, ja, die üblichen Protokolle, ja, aber manchmal, in Extremsituationen, muss etwas ausprobiert werden, das den Patienten einmal rettet, ein anderes Mal erledigt.
On allait partout répétant (...) qu'on meurt moins à Neville-au-Désert (...)	Im Laufe der Zeit erzählte man sich allerorts, (...) dass in Neville-au-Désert weniger gestorben wurde (...)

Bei passivischer oder reflexiver Konstruktion dient das deutsche *es* als Subjekt in unpersönlichen Ausdrücken. Hierdurch verschiebt sich die Betonung auf das Verb (ebd. 58):

UT	ZT
Mon père remuait ces interrogations devant moi et j'en <i>étais secoué</i> sur mon mauvais cheval, en plus des trous du chemin (...)	Mein Vater drehte und wendete die Sache vor mir, und auch davon, nicht nur durch die Löcher im Wege, schüttelte <i>es</i> mich auf meinem schlechten Pferd (...)

*Faire* in Verbindung mit dem Infinitiv *savoir* wird durch die Wendung *zu verstehen geben* übersetzt (ebd. 63):

UT	ZT
Nous voulions aller y voir comme chirurgiens, les Herpin nous ont <i>fait savoir</i> que, comme chirurgiens, nous ne pouvions plus guère pour ces hommes-là (...)	Wir wollten als Chirurgen nachsehen, die Herpins haben uns <i>zu verstehen gegeben</i> , dass wir als Chirurgen kaum mehr etwas für diese Menschen tun konnten (...)

Der französische Partizipialsatz aus Partizip Präsens in Verbindung mit *tout* zeigt an, dass zwei autonome Vorgänge zeitgleich stattfinden. Er kann durch einen Adverbialsatz der Zeit oder der Einschränkung wiedergegeben werden (ebd. 67):

UT	ZT
Il se contente d'un compte en banque rempli de zéros, <i>tout en sachant</i> qu'il est idiot d'être riche pour rien.	Er begnügt sich mit einem Bankkonto voller Nullen, <i>obwohl</i> er weiß, dass es idiotisch ist, reich für nichts zu sein.
Il en pâtissait <i>tout en montrant</i> la plus grande confiance.	Er musste darunter leiden <i>und</i> brachte ihr <i>doch</i> größtes Vertrauen entgegen.
(...) nous avons considéré qu'ils leur avaient laissé la vie sauve, <i>tout en les menaçant</i> d'une mort certaine, s'ils reparaissaient.	(...) wir haben sehr geschätzt, dass sie sie am Leben ließen, <i>obschon</i> sie ihnen mit dem sicheren Tod drohten, falls sie zurückkehren würden.

Eine im Französischen durch *pour* eingeleitete Infinitivgruppe entspricht im Deutschen nicht ausschließlich einer durch *um zu* eingeleiteten finalen Infinitivgruppe. *Pour* kann auch die Nachzeitigkeit des Gliedsatzes herausstellen oder eine einräumende Äußerung einleiten (ebd. 76-78):

UT	ZT
<i>Pour</i> en tirer un plus fort profit, il fallait le revoir (...)	<i>Ehe</i> er noch mehr Nutzen daraus ziehen konnte, musste er ihn wiedersehen (...)
Si l'un parvenait à s'extraire du grouillement, c'était <i>pour</i> vomir (...)	Wollte es einem gelingen, sich aus dem Gemenge herauszulösen, <i>dann nur um zu</i> erbrechen (...)

Französische Appositionen bedürfen eingehender Betrachtung, wenn ihr implizites Verhältnis zum Nomen eindeutig bestimmt werden möchte. Für den Ausdruck einer Vermutung steht im Deutschen das Modalverb *mögen* in Verbindung mit einem Infinitiv zur Verfügung (ebd. 80):

UT	ZT
<i>L'esprit trop clair</i> , il aurait fait preuve de mesure, comme on l'attend de lui (...)	<i>Wäre er bei allzu klarem Verstand</i> gewesen, dann hätte er Maß gehalten, wie es von ihm verlangt wurde (...)
(...) il pourra justifier, grâce aux antécédents répertoriés, l'accident de chacun, <i>prévisible ou imprévu</i> .	(...) den dokumentierten Vorgeschichten sei Dank wird er das Unglück von jedem Einzelnen begründen können, <i>mochte es vorhersehbar oder unvorhergesehen sein</i> .
J'ai dit tout franchement (...) qu'il se heurterait à des obstacles <i>prévisibles ou imprévus</i> (...)	Ich habe ganz deutlich gesagt, (...) dass er auf Hindernisse stoßen würde, <i>mochten sie vorhersehbar oder unvorhergesehen sein</i> (...)
S'il trouve sa santé dans quelque ville d'eaux réputée, <i>en Westphalie ou ailleurs</i> , il ne répondra pas aux prières de sa fille.	Würde er in irgendeiner berühmten Kurstadt sein Wohl finden, <i>mochte es in Westfalen oder andernorts sein</i> , dann würde er die Bitte seiner Tochter nicht erhören.
La présence de nos gardes se répandant, des voleurs plus décidés ont cherché à accéder à notre grange en empruntant le chemin opposé, <i>plus long et plus découvert</i> .	Da unsere Wächter immer häufiger zugegen waren, haben forsche Räuber unseren Speicher zu erreichen versucht, indem sie den entgegengesetzten Weg über das Flachland nahmen, <i>obschon er länger und offener war</i> .

Wo im Französischen ein Plural steht, ist im Deutschen ein Singular oft angemessener. Dies liegt in der Verschiedenheit der Sprachsysteme begründet: Innerhalb der französischen

Sprache ist es gebräuchlich, den Plural nicht nur für zählbare, sondern auch für unzählbare Quantitäten, insbesondere Abstrakta zu gebrauchen. Er drückt dann Intensität aus: Mit ‚rigueurs‘ ist eine besonders große winterliche Strenge gemeint (ebd. 87):

UT	ZT
les <i>menaces</i> professionnelles	die <i>Bedrohung</i> durch den Berufsstand
sur des <i>fondations</i> solides	auf festem <i>Fundament</i>
les <i>chiffres</i> de mortalité	die Sterbeziffer
ses nouveaux <i>desseins</i>	sein neues <i>Vorhaben</i>
les <i>richesses</i> d'autrui	der <i>Reichtum</i> anderer
Tous mes reproches ont été emportés, à cause des <i>rigueurs</i> soudaines de la saison.	All meine Vorwürfe sind durch die unerwartet <i>große Strenge</i> der Jahreszeit aus dem Wege geräumt worden.
plusieurs grands <i>froids</i>	mehrere lange <i>Kälteperioden</i>
La faiblesse a redoublé sous les <i>gelées</i> de 1694, les <i>fièvres</i> couraient autour de nous, venant de loin (...)	Mit dem <i>Frost</i> von 1694 hat die Erschöpfung sich verschlimmert; das <i>Fieber</i> , von weit her gekommen, griff auch hierzulande um sich (...)
Quelques semaines de ce régime ont rendu des <i>forces</i> aux survivants.	Nach einigen Wochen hat die Diät den Überlebenden wieder <i>Kraft</i> gegeben.
de nouvelles <i>pluies</i>	neuer <i>Regen</i>
de beaux <i>grains</i>	gutes <i>Korn</i>
les <i>honneurs</i> excessifs	die übertriebene <i>Ehre</i>

## Schluss

Gegenstand dieser Arbeit war die Gegenüberstellung zweier konträrer, seit Urzeiten bestehender Methoden des Übersetzens – die der ‚Ciblistes‘ und die der ‚Sourciers‘ –, die Betrachtung des französischen Romans *Fleur et Sang* aus der Perspektive der Kulturtransferforschung sowie die eigenständige Übersetzung zweier Kapitel dieses Romans unter Berücksichtigung der oben genannten Methoden. Insbesondere sollte gezeigt werden, dass beide Übersetzerpositionen ihre Vorzüge aufweisen, dass beide bei der literarischen Übersetzung berücksichtigt werden sollen und dass ein Übersetzer sich von beiden Methoden zugleich leiten lassen kann.

Die Darstellungen im Theorieteil waren eklektisch; hier wurden die Positionen der ‚Ciblistes‘ Eugene Nida und Jean-René LADMIRAL sowie die Haltung des ‚Sourcier‘ Antoine BERMAN sowohl referiert als auch kritisch betrachtet. Im Praxisteil wurde zunächst in den Roman *Fleur et Sang* und in die Disziplin der Kulturtransferforschung eingeführt. Anschließend wurde aus dem Blickwinkel des Kulturvermittlers abgewogen, ob eine Übersetzung lohnenswert/gerechtfertigt ist. Die Übersetzung zweier Romankapitel geschah unter Anwendung der im Theorieteil gewonnenen Erkenntnisse, sodass sie anschließend wissenschaftlich untersucht und die beiden Methoden auf ihre Anwendbarkeit überprüft werden konnten.

Eugene Nida spricht sich für dynamische Äquivalenz aus: Eine Übersetzung soll dem Original gleichwertig sein, im Leser den gleichen Gefühlseindruck hervorrufen. Man soll ihr nicht anmerken, dass sie eine Übersetzung ist; natürlich, nicht künstlich soll sie klingen. Auch Jean-René LADMIRAL postuliert, die Übersetzung müsse denselben Effekt hervorrufen wie das Original. Für ihn ist Übersetzung weder Kontakt noch Verflechtung zwischen Sprachen. Ganz anders nimmt Antoine BERMANs Haltung sich aus. Sie stützt sich vornehmlich auf die Positionen deutscher klassischer und romantischer Dichter und Denker sowie auf die Geschichte der deutschen Sprache, um herauszustellen, dass Übersetzung mehr ist als nur die Vermittlung von Inhalten, dass sie die Bildung einer Kultur maßgeblich beeinflussen kann. Sie muss dafür die fremde Form fühlbar machen, das heißt die Syntax, den Rhythmus und die Bildhaftigkeit der fremden Sprache weitgehend erhalten.

*Fleur et Sang* wurde für diese Arbeit deshalb gewählt, weil er sich für die Anwendung beider Methoden besonders gut eignet. Der Roman birgt in sich zwei Geschichten, die inhaltlich einander ähneln und zugleich formal verschieden sind. Die erste Geschichte etwa,

die im Frankreich des 17. Jahrhunderts spielt, wird in gehobenem, altertümlichem Stil erzählt, während die zweite Geschichte, die in unserer Zeit spielt, von einem moderneren Duktus zeugt. Die Übersetzerin schöpfte deshalb aus der Position der ‚Sourciers‘ und war darauf bedacht, den Stil des Urtextes beizubehalten, selbst auf die Gefahr hin, den deutschen Leser zu frappieren. So handelte sie entgegen der Auffassung Nidas, der Stil sei nichtig und vernachlässigbar. Gleichmaßen wurde mit Tempora und Realia verfahren.

Im Angesicht der Erkenntnisse, die ein Blick auf die Kulturtransferforschung mit sich brachte, wurde anschließend aus der Position der ‚Ciblistes‘ ein Nutzen gezogen. Kulturtransferforscher richten ihr Augenmerk auf die Leistung des Übersetzers, das Original umzuformen, um es dem Leser gefällig zu machen. Damit der Transfer von *Fleur et Sang* gelingt, wurden besonders Syntax und Zeitenfolge der Zielsprache angepasst, wie sie dem deutschen Leser gegenwärtig wohlvertraut ist. Die Methoden der ‚Ciblistes‘ wurden schließlich auch unter Rückgriff auf die *Stylistique comparée* illustriert.

Diese Arbeit ist eine anwendungsorientierte, die am Ende wohl vor allem gezeigt hat, dass sich der Akt des Übersetzens in einem immerwährenden Spannungsfeld zwischen dem Allgemeinen einer Sprache, der strategischen Herangehensweise, und dem Individuellen, der Kreativität und der Intuition bewegt. Nichtsdestominder bedarf die Übersetzungswissenschaft weiterhin forschungsorientierter Ansätze. Es wurde zum Beispiel bis heute nicht erschöpfend untersucht, welchen Beitrag Übersetzungen zur Entstehung eines weltliterarischen Kanons klassischer Werke liefern. Eine solche Forschungsarbeit wäre bedeutungsvoll insbesondere im Hinblick auf nationale Vorurteile und Stereotype (Apel/Kopetzki 2003: 50).

Gegenwärtig steigt einerseits in der literarischen Öffentlichkeit das Bewusstsein für den Sprachwandel, andererseits verpflichten sich Übersetzer zunehmend zu philologischer Sorgfalt. Leichte Lesbarkeit und „gutes“ Deutsch sind heute nicht mehr oberste Pflicht, stattdessen entsteht eine Sensibilität für den sorgsamsten Umgang mit sprachlichen Neuschöpfungen und verschiedenartigen Stilebenen. Ein ausgeprägtes Bewusstsein für kulturelle und sprachliche Besonderheiten seitens des Übersetzers sorgt dafür, dass Realia bewahrt und Übersetzungen damit durchscheinender werden. Doch nicht durch Zufall begehren ausgerechnet mit der englischen Sprache sich befassende Übersetzer gegen die Anglisierung des Deutschen oder Französischen auf – dieses Verfahren verlangt eine hohe Sensibilität.

## Résumé

Ce mémoire a pour sujet la traductologie, la traduction et le transfert culturel. Il se compose d'une partie théorique et d'une partie pratique. La partie théorique présente une confrontation de deux différentes positions traductologiques constituant un débat scientifique qui se perpétue depuis l'époque romantique : la position des ciblistes et celle des sourciers. Le linguiste américain Eugene Nida et le germaniste français Jean-René Ladamiral défendent la première position ; Antoine Berman soutient la deuxième, tout en recourant aux explications de trois romantiques allemands, Novalis et les frères Schlegel, ainsi que de Luther, Voß, Goethe, Schleiermacher, Guillaume de Humboldt et Hölderlin. La présentation de chacune de ces positions de traduction est suivie d'un examen critique.

La partie pratique commence par une introduction au roman *Fleur et Sang* (2014) de l'auteur français François Vallejo qui servira plus tard à illustrer l'approche de l'auteur de ce mémoire en tant que traductrice. On se tourne ensuite vers le transfert culturel et se pose la question de savoir si ce roman est digne d'être traduit ou non. Puis suit la traduction en allemand de deux chapitres qui applique les connaissances obtenues dans la partie théorique et qui puise dans les deux positions adverses. Ainsi, la traduction produite devient l'objet d'une analyse scientifique. En outre, l'école française de la stylistique comparée a servi à faire une étude approfondie des extraits traduits.

D'un côté, Eugene Nida prône l'équivalence dynamique, c'est-à-dire une traduction suscitant les mêmes réactions et les mêmes émotions de la part des lecteurs de l'œuvre originale que de la part des lecteurs de la traduction. D'après lui, il ne faut surtout pas voir qu'il s'agit d'une traduction ; le texte traduit doit paraître naturel. Cette attitude est comparable à celle de Jean-René Ladamiral qui recommande un texte cible ayant le même sens et produisant le même effet stylistique, rhétorique, littéraire et poétique que son texte source. La traduction s'accompagne d'une perte irréparable de la langue source ; elle ne constitue donc pas une interaction entre les langues.

D'un autre côté, Antoine Berman dépeint l'influence réciproque des histoires de la littérature, de la langue et de la traduction. Notamment l'histoire du haut allemand et de la littérature à partir du XVII<sup>e</sup> siècle est impensable sans considérer l'influence de traductions qui font date. La quintessence de l'œuvre de Berman est son affirmation que la traduction est beaucoup plus que la communication d'une histoire, mais qu'elle est fondamentale pour la culture d'une civilisation. Berman invite le traducteur à faire sentir l'étranger et exige la

fidélité à la lettre, c'est-à-dire la fidélité à la syntaxe, au rythme, à la sonorité de l'autre langue.

Le roman *Fleur et Sang* est particulièrement intéressant à traduire, voici pourquoi. Il réunit deux histoires, l'une se déroulant à l'époque du Roi Soleil, l'autre à l'époque moderne. Ces histoires sont à la fois liées et dissociées. Elles sont reliées par des unités qui se font écho, à savoir les grands thèmes du roman : le pouvoir, la manipulation et l'idée que ce ne sont pas toujours les individus puissants qui gardent les choses en main. Ces analogies font plaisir au lecteur, et il est donc important que le traducteur porte attention à la reprise de termes identiques. Les histoires sont dissociées en ce qui concerne le style : les événements au XVII<sup>e</sup> siècle sont dépeints dans un style élégant, l'auteur a recours à de nombreux termes littéraires et vieillissés, les phrases sont plutôt longues. Par contre pour raconter les événements contemporains, l'auteur emprunte des éléments familiers, voire populaires ; les phrases ont tendance à être courtes. Il ne faut pas que le traducteur néglige ces différences de style. À cet égard, *Fleur et Sang* est capable de faire front à l'attitude des ciblistes qui considèrent le style comme bien dérisoire. En outre du style, l'emploi du temps et les realia ont également été conservés.

Le transfert culturel, une variante du *cultural turn* et se tournant vers une différente conception de culture, considère que le médiateur peut transformer le médium à transférer pour que le transfert réussisse : il faut convaincre le contexte cible. C'est la raison pour laquelle la traductrice ne s'est pas appuyée uniquement sur la position sourcière. L'attitude cibliste mérite également attention. Ainsi, la traductrice a procédé assez librement, entre autre, avec la syntaxe et la concordance des temps ; de plus, elle a souvent sélectionné des termes allemands plus folkloriques lorsqu'il y avait le choix.

En fin de compte, pour garantir le transfert culturel, la traductrice s'est souvent décidée en faveur des ciblistes, tout en conservant quelques éléments étrangers afin d'enrichir la langue cible et d'élargir l'horizon du lecteur.

## Literaturverzeichnis

### Primärliteratur

Vallejo, F. (2014). *Fleur et Sang*. Paris : Viviane Hamy.

### Sekundärliteratur

Apel, F., & Kopetzki, A. (2003). *Literarische Übersetzung*. Stuttgart: J. B. Metzler.

Benveniste, É. (1966). *Problèmes de linguistique générale I-II*. Paris: Gallimard.

Berman, A. (1984). *L'Épreuve de l'étranger. Culture et traduction dans l'Allemagne romantique*. Paris: Gallimard.

Berman, A. (1999). *La Traduction et la lettre ou l'Auberge du lointain*. Paris: Seuil.

Böhn, A. (1992). *Vollendete Mimesis. Wirklichkeitsdarstellung und Selbstbezüglichkeit in Theorie und literarischer Praxis*. Berlin: Walter de Gruyter.

Eroms, H.-W. (2014). *Stil und Stilistik. Eine Einführung*. Berlin: Erich Schmidt.

Goethe, J. W. (1973). Drei Stücke zum Thema Übersetzen. In H. J. Störig (Hrsg.), *Das Problem des Übersetzens* (S. 34-37). Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.

Goldschmidt, G.-A. (1999). Osnabrücker Rede. In W. Asholt (Hrsg.), *Grenzgänger der Erinnerung. Studien zum Werk von Georges-Arthur Goldschmidt* (S. 19-25). Osnabrück: Secolo.

Goldschmidt, G.-A. (2010). *Als Freud das Meer sah. Freud und die deutsche Sprache*. Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch.

Graeber, W. (1992). Wandel in der kulturellen Fremderfahrung. In F. Lönker (Hrsg.), *Göttinger Beiträge zur Internationalen Übersetzungsforschung* (Bd. 6: Die literarische Übersetzung als Medium der Fremderfahrung, S. 71-86). Berlin: Erich Schmidt.

- Grimm, J. (1847/1973). Über das pedantische in der deutschen Sprache. In H. J. Störig (Hrsg.), *Das Problem des Übersetzens* (S. 108-135). Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Grimm, J., & Hartwig, S. (Hrsg.). (2014). *Französische Literaturgeschichte*. Stuttgart: J.B. Metzler.
- Humboldt, W. v. (1816/1973). Einleitung zu 'Agamemnon'. In H. J. Störig, *Das Problem des Übersetzens* (S. 71-96). Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Keck, T. (1992). "Ennui": Be-Fremdung im Umgang mit einem Begriff. In F. Lönker (Hrsg.), *Göttinger Beiträge zur Internationalen Übersetzungsforschung* (Bd. 6: Die literarische Übersetzung als Medium der Fremderfahrung, S. 221-238). Berlin: Erich Schmidt.
- Keller, T. (2010). Kulturtransferforschung: Grenzgänge zwischen den Kulturen. In S. Moebius, & D. Quadflieg (Hrsg.), *Kultur. Theorien der Gegenwart* (S. 101-114). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Koller, W. (2011). *Einführung in die Übersetzungswissenschaft*. Tübingen: Narr Francke Attempto.
- Krapoth, H. (1992). Die Kategorie des "Fremden" und die Frage der Übersetzbarkeit. Am Beispiel von Baudelaires "Recueillement" und einiger Übersetzungen dieses Gedichts ins Deutsche. In F. Lönker (Hrsg.), *Göttinger Beiträge zur Internationalen Übersetzungsforschung* (Bd. 6: Die literarische Übersetzung als Medium der Fremderfahrung, S. 204-220). Berlin: Erich Schmidt.
- Ladmiral, J.-R. (2014). *Sourcier ou cibliste*. Paris: Les Belles Lettres.
- Martinez, M., & Scheffel, M. (2012). *Einführung in die Erzähltheorie*. München: C.H. Beck.
- Nida, E. A., & Taber, C. R. (1969). *Theorie und Praxis des Übersetzens unter besonderer Berücksichtigung der Bibelübersetzung*. Stuttgart: Weltbund der Bibelgesellschaft.
- Oseki-Dépré, I. (1999). *Théories et pratiques de la traduction littéraire*. Paris: Armand Colin.

Pérennec, M. (2011). *Eléments de traduction comparée français-allemand*. Paris: Armand Colin.

Rühling, L. (1992). Fremde Landschaft. Zum Problem der geographischen Eigennamen in den Übersetzungen von Strindbergs naturalistischen Romanen *Röda Rummet*, *Hemsöborna* und *I Havsbandet*. In F. Lönker (Hrsg.), *Göttinger Beiträge zur Internationalen Übersetzungsforschung* (Bd. 6: Die literarische Übersetzung als Medium der Fremderfahrung, S. 144-172). Berlin: Erich Schmidt.

Schlegel, A. W. (1826/1973). Über die Bhagavad-Gita. In H. J. Störig, *Das Problem des Übersetzens* (S. 97-100). Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft .

Schleiermacher, F. (1813/1999). *Des différentes méthodes du traduire. Ueber die verschiedenen Methoden des Uebersetzens*. (A. Berman, Übers.) Paris: Seuil.

Schöne, A. (Hrsg.). (1968). *Die deutsche Literatur. Das Zeitalter des Barock. Texte und Zeugnisse* (Bd. III). München: C.H. Beck.

Setzkorn, S. (2003). *Vom Erzählen erzählen. Metafiktion im französischen und italienischen Roman der Gegenwart*. Tübingen: Stauffenburg.

Stolze, R. (2011). *Übersetzungstheorien. Eine Einführung*. Tübingen: Narr Francke Attempto.

von Polenz, P. (2009). *Geschichte der deutschen Sprache*. Berlin: Walter de Gruyter.

Weinrich, H. (2001). *Tempus. Besprochene und erzählte Welt*. München: C. H. Beck.

### **Internetquellen**

Alexis, R. (2008). Entretien Robert Alexis - Benoît Legemble. Le Matricule des Anges, numéro 97. Abgerufen am 18. Mai 2014 von [www.jose-corti.fr/titresfrançais/UBOOT-alexis.html](http://www.jose-corti.fr/titresfrançais/UBOOT-alexis.html)

de Larminat, A. (4. September 2014). *Fleur et Sang de François Vallejo: le grand théâtre du monde*. Abgerufen am 2. Juni 2015 von [www.lefigaro.fr/livres/2014/09/04/03005-20140904ARTFIG00033--fleur-et-sang-de-francois-vallejo-le-grand-theatre-du-monde.php](http://www.lefigaro.fr/livres/2014/09/04/03005-20140904ARTFIG00033--fleur-et-sang-de-francois-vallejo-le-grand-theatre-du-monde.php)

Heuré, G. (30. Mai 2015). *Entre "Fleur" et "Sang": à chacun sa lecture!* Abgerufen am 2. Juni 2015 von [www.viviane-hamy.fr/pour-les-curieux/actualites/article/entre-fleur-et-sang-a-chacun-sa-1942?lang=fr](http://www.viviane-hamy.fr/pour-les-curieux/actualites/article/entre-fleur-et-sang-a-chacun-sa-1942?lang=fr)

Julliard, C. (14. Oktober 2014). *François Vallejo dans la légende des siècles*. Abgerufen am 2. Juni 2015 von <http://bibliobs.nouvelobs.com/rentree-litteraire-2014/20141014.OBS1985/francois-vallejo-dans-la-legende-des-siecles.html>

Novalis. (1798). *Monolog*. Abgerufen am 15. Juli 2015 von <http://signaturen-magazin.de/novalis--monolog-1.html>

Peras, D. (22. August 2014). *François Vallejo: d'un coeur l'autre*. Abgerufen am 2. Juni 2015 von [www.lexpress.fr/culture/livre/francois-vallejo-d-un-coeur-l-autre\\_1569269.html](http://www.lexpress.fr/culture/livre/francois-vallejo-d-un-coeur-l-autre_1569269.html)

Reynaert, H. (30. Mai 2015). *Entre "Fleur" et "Sang": à chacun sa lecture!* Abgerufen am 2. Juni 2015 von [www.viviane-hamy.fr/pour-les-curieux/actualites/article/entre-fleur-et-sang-a-chacun-sa-1942?lang=fr](http://www.viviane-hamy.fr/pour-les-curieux/actualites/article/entre-fleur-et-sang-a-chacun-sa-1942?lang=fr)

### **Eigenständigkeitserklärung**

Hiermit versichere ich, dass ich die vorliegende Masterarbeit selbständig und nur mit den angegebenen Mitteln verfasst habe. Alle Passagen, die ich wörtlich aus der Literatur oder aus anderen Quellen wie zum Beispiel Internetseiten übernommen habe, habe ich deutlich als Zitat mit Angabe der Quelle kenntlich gemacht.